

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die neuen Ritter	357
Byzantinischer Stil. Von Bruno Hüttner	360
Das Rhein. Von Philipp Wolfram	366
Discretionäre Konten. Von Labou	373
Hollybuch	379

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.

Reichenstraße 10.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Belastung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Goldgeber völlig kostenfrei.

==== An- und Verkauf von Grundstücken ====

9-4 Uhr.

Carlton Hotel Astoria
Restaurant früher Königs
Berlin
Unter den Linden 32.



Regie des Tabacs
de l'Empire Ottoman.

Nur die Cigaretten und Tabake der

Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie

bieten die absolute Garantie der Echtheit.

Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.

Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

Bei **Katarrhen** der Atmungs-Organen
sowie bei Krankheiten des Magens
wird

Namedy
Sprudel

als Tafel- u. Heilwasser von den Ärzten
wegen der günstigen Zusammensetzung
seiner Mineralsalze aufs wärmste empfohlen.



Berlin, den 10. März 1906.

Die neuen Ritter.

Huer Hochgeboren vermag ich diesmal nicht zu folgen. Ich kann weder Ihren Unwillen über die neusten Rehabilitierungen und Dekorierungen theilen noch mich der Sorge hingeben, daß sie in den für uns ernstlich in Betracht kommenden Kreisen böses Blut machen werden. Wenn eine zuchtlose Presse solche Dinge gierig aufgreift und gehässig glossirt, so müssen wir, denen gegen sensationelle Machenschaften dieser Art wirksame Mittel fehlen, uns damit eben abfinden. Die Elemente, an die solche Bühlarbeit sich wendet, sind für uns doch nicht zu gewinnen; ihrer Krittersucht vermöchte selbst die vorsichtigste und stärkste Regierung den Stoff nicht zu entziehen. Trösten muß und kann uns die Wahrnehmung, daß der Einfluß der patriotischen Presse von Jahr zu Jahr zunimmt und den radikalen Stimmen, mindestens aus den unwichtigsten Schichten, kaum noch ein lauter Widerhall antwortet. Ihrem scharfen Blick wird ja nicht entgangen sein, um wie viel schwächer und ungefährlicher die Opposition seit den Tagen des doch so vielfach vom Glück begünstigten ersten Kanzlers geworden ist. Nach dieser Richtung sehe ich keine bedrohliche Wolkenbildung. Wird die Sache in die Parlamente geschleppt, so ist die Antwort a priori gegeben: Kronrechte sind der Diskussion entrückt und die Entschlüsse Seiner Majestät wurden durch die Uebernahme der Verantwortlichkeit rechtzeitig gegen öffentliche Kritik gedeckt. Das würde genügen. Nicht Huer Hochgeboren freilich; und auch mir nicht, wie ich freimüthig bekenne. Der Masse aber mehr als die erprobte Formel zu gewähren, empfiehlt sich nicht. Sie würde unsere Erwägungen nicht verstehen und wir müßten fürchten, den Demagogen durch eine ausführliche Darlegung unserer Gründe die Möglichkeit neuer Giftmischerei zu schaffen. Bei den vertraulichen Beziehungen, die, zu meiner Freude,

zwischen uns bestehen, nehme ich aber keinen Anstand, Euer Hochgeboren für den Privatgebrauch mit rückhaltloser Offenheit diese Gründe zu schildern.

Die Knappheit unserer Budgetwirthschaft hat im Reich und in Preußen einen höchst unbequemen Zustand herbeigeführt. Tausend Wünsche treten im Lauf eines Jahres an uns heran und in hundert Fällen möchten wir gern helfend eingreifen: aber die Mittel fehlen. Selbst im Ausland sind unsere Missionen so karg bedacht, daß sie im Kampf mit reicheren Konkurrenten leicht ins Hintertreffen gerathen. Ein böses Kapitel, das ich heute nur streifen will. An allen Ecken und Enden müssen wir knausern und jeder Versuch, die unserem diskretionären Ermessen anvertrauten Fonds zu erhöhen, stößt auf kaum überwindliche Schwierigkeiten. Ist nicht, trotzdem jeder Unbefangene doch die Leistung unseres Auswärtigen Amtes anerkennen müßte, sogar die Forderung vermehrter Geheimfonds für dieses Amt benörgelt worden? Die Herren Abgeordneten behandeln uns wie der Vormundschaft bedürftige Verschwender und sehen ihre Hauptaufgabe darin, den Daumen auf den Staatsbeutel zu halten. Das onus dieses Zustandes ist besonders fühlbar geworden, seit die impulsive Thatkraft Seiner Majestät auf den verschiedensten Gebieten fördernd zu wirken bemüht ist. Das Land spürt nur den Segen und ahnt nicht, welche Hindernisse zu überwinden waren, ehe diese geniale Initiative sich heilsam durchsetzen konnte. Da soll ein Denkmal errichtet, dort eine Kirche gebaut werden. S. M. wünscht, in den Ostmarken ein industrielles Unternehmen zu retten, Grundbesitz vor dem Uebergang in polnische Hände zu bewahren, ein Krankenhaus zu gründen, ein theures Bild für das Museum zu erwerben, eine wissenschaftliche Expedition zu unterstützen, ein Gotteshaus prächtiger zu schmücken; ersparen Sie mir weitere Details. Unsere spärlichen Staatsmittel sind für andere Zwecke verbraucht; oft für solche, die man der Oeffentlichkeit nicht preisgeben darf. Woher nehmen und nicht stehlen? Nur ein Behikel bietet sich: wir müssen den Ehrgeiz anzapfen; nennen Sieb meinerwegen die Eitelkeit. Reiche Leute, deren Lebensführung keinen allzu sichtbaren Fleck zeigt, werden, diskret und mit der gehörigen Vorsicht, ersucht, sich an dem der allgemeinen Wohlfahrt dienenden Werk nach ihren Kräften zu betheiligen. Solcher Wunsch findet selten taube Ohren. Der Fall des israelitischen Banldirektors, der vom Vermittler spöttlich den Konsistorialrathstitel forderte, ist vereinzelt. Meist sind die Herren bereit und ihre Ansprüche erfüllbar. Der stiftet ein Kirchenfenster, Jener einen Mosaikwandschmuck. Einer subventionirt die Orientgesellschaft, ein Anderer die Syphilisforschung. Museen und Kirchen, Denkmale und Bierbrunnen, Kranken- und Erziehungshäuser werden gebaut, Meisterbilder und Rittergüter gekauft. Das Alles wäre ohne die Spenden dieser reichen Leute

nicht möglich. Ganz umsonst thun sieß nicht. Ein Titel oder Orden muß gewährt werden; in Fällen besonderer Leistung auch eine Privataudienz bei S. M. oder ein Adelpatent. Das ist menschlich. Und muß die Noblesse dieser Männer und Frauen uns nicht verpflichten? Erwerben sie sich als Donatoren schließlich nicht eben solche Verdienste um den Staat wie der Geheimrath, ders in der (*sit venia verbo*) Oshentour gemächlich bis zur Excellenz bringt?

Ihr Landsmann Zachariae von Ringenthal, der am eigenen Leib die Freuden der Robilitirung erfuhr, hat einmal gesagt, Reichthum sei die sicherste Grundlage der Erbadelsmacht. Wenn Sie um sich blicken, werden Sie diesen Satz überall bestätigt finden; auch in England, wo man in Westminster, als die reichen Brauer geadelt wurden, laut genug über *peerage* und *beerage* gespottet hat. Doch dürfen Sie nicht glauben, daß ich die innere Gefahr des neuen Systems verkenne. Sein Geheimniß ist schon in zu Vieler Mund und wird, in unserer ehrfurchtlosen Zeit, bald *le secret de polichinelle* sein. Schon weiß man, welcher bescheidene Titel für fünfzigtausend Mark zu haben ist, rechnet nach, was für die Krone Zweiter, den Wilhelmsorden, den Adel bezahlt wurde, und kennt sogar die Vermittler, weil wir genöthigt waren, auch sie auszuzeichnen. Diese Entschleierung nimmt den Dingen allmählich den Nimbus. Sie sinken im Werth (wir standen bereits vor der Frage, ob wir uns auf Ratenzahlungen einlassen sollen) und eines Tages kann die Mode aufkommen, alle Auszeichnungen, aber auch alle sekreten Leistungen abzulehnen. Was dann? Wir können uns doch wohl nicht an die breite Mittelschicht wenden, die noch an der Mode von gestern hängt, und nach einem veröffentlichten Tarif arbeiten. Dabei käme, weil wir die Preise noch wesentlich herabsetzen müßten, auch nicht viel heraus. Die Gefahr ist also vorhanden. Nur sehe ich sie auf ganz anderer Seite als Euer Hochgeboren. Das Gefühl, mit Kohlenhändlern, Bankern und Bauunternehmern zu rangiren und morgen vielleicht nebeneinem Großrollfuhrherrn im Ordenskapitel zu sitzen, hat für Unseren ja etwas Odioses. Doch nur im ersten Augenblick. Eine hohe Schranke trennt diese Leute quaud même für immer von uns; auch im Urtheil der Menge, die den *Parvenu* stets zur Zielscheibe des Wüthes wählt. Und für den Staat ist's am Ende weniger schädlich, daß die Eitelkeit ihm steuert, als daß, wie leider auch schon geschehen, seine Hauptlieferanten mit sanfter Gewalt im Bedarfsfall geschröpft werden. Schelten Sie uns drum nicht, weil wir das Geld da suchen, wo es noch zu finden ist. Wir sind arm und müssen betteln; denn Diderot's Rath, den Armen die Schmach *de tendre la main* zu ersparen, wird von den Geldkönigen noch recht selten befolgt. Und wie wir uns schämen . . .



Byzantinischer Stil.

Der byzantinische Stil spukt in unseren Tagen in Dingen, die auf die Reisten verblüffend modern wirken. Bei Theodor Fischer ist er so Etwas wie eine heimliche, verschämte Liebe. Bei Anderen zeigt sich diese Hinneneigung ohne Scheu. In den entzückenden münchener Kirchhoffschöpfungen von Gräßel giebt er den Ton an. Man wird aber, wenn vom byzantinischen Stil die Rede ist, sich selten klar bewußt, daß die Kunst dieses Stils, obwohl sie sich so viel fremdartiger ausnimmt, einen unmittelbaren Zusammenhang mit der griechischen Kunst hat als die Kunst der Renaissance, die über anderthalb Jahrtausende hinweg den Weg zum Griechenthum suchen mußte. Und noch oft genug gebraucht man das Wort „byzantinisch“ ungefähr so, wie man das Wort „gothisch“ im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gebraucht hat. Von der Verachtung, in der damals die Gothik stand, kann man sich heute kaum noch einen Begriff machen. Man schlage aber nur Voltaire und etwa Bossuet nach, die zwei vollkommensten Vertreter ihrer Jahrhunderte. Ein schrofferer Gegensatz von Weltanschauung und Persönlichkeit, als ihn diese Beiden vertreten, läßt sich nicht denken; aber in ihrer absoluten Geringschätzung der Gothik, als des Ausdruckes tiefster Barbarei in der Kunst, stimmen sie vollkommen überein. Jede Zeit hat eben ihre besonderen Vornirtheiten. Ein Mann, der als Schriftsteller kleiner, als Philosoph aber größer oder wenigstens unbefangener ist als die Beiden, hat uns in unseren Tagen noch einmal ein ähnliches Beispiel gegeben. Ich meine Taine. Sein Tadel des byzantinischen Stils steht in seiner „Italienischen Reise“; und da man die beiden Bände jetzt mit Haut und Haar ins Deutsche übersetzt hat, mag eine Auseinandersetzung mit dem angesehenen Historiker und Aesthetiker nicht ganz unzeitgemäß sein.

Taine beginnt seine Betrachtungen in Sankt Apollinaris zu Ravenna. Er ist nicht blind gegen die formalen Tugenden dieser Mosaiken, die bis jetzt noch von wenigen Kunsthistorikern erkannt, aber von allen Künstlern um so heißer bewundert wurden; er weiß sogar einen Theil davon treffend hervorzuheben. Es handelt sich um die Friesse zu beiden Seiten des Hauptschiffes; ich überseze aus dem Original: „Eine Prozession von heiligen Frauen, auf der einen Seite, bewegt sich gegen die Heilige Jungfrau; eine solche von Männern, auf der anderen Seite, findet ihr Ziel und Ende in Christus. Weder hier noch dort auch nur eine Spur von der charakteristischen Häßlichkeit und klavisch-naturalistischen Nachahmung der gemeinen Wirklichkeit, wie sie das spätere Mittelalter (soll wohl heißen: die gothische Kunst) so oft verunstalten. Die Frauen sind regelmäßig gebildet, vielleicht allzu schlank, aber voll schöner Ruhe. Sie haben eine fast antike Würde. Die Haare sind in Flechten um die Stirn gewunden; man erkennt die Haartracht der Nymphen. Ihre Stola

fällt in langen, ernsten Falten nieder. Eben so ernst gehalten sind die lebensgroßen männlichen Figuren; und die Engel, die die Heilige Jungfrau und die Gestalt Christi betend umgeben, sind mit langen, weißen Gewändern angezogen und tragen weiße Binden um die Stirn.“

Man sieht: der Philosoph vermag das Künstlerische zu fühlen; nur von der feingestimmten Farbenmusik und ihrer reichen Harmonie, die hier das größte Wunder ist, sagt er nichts; dafür scheint ihm der Sinn zu fehlen. Weiter:

„Die Künstler wissen noch, wie eine Figur zu drapiren ist. Die Form der Gesichter, die Anordnung der Haare verräth die gute Tradition. Aber von einem saftvollen Körper unter der Drapirung, von einem gesunden Leben ist keine Rede. Diese Künstler haben kein lebendes Modell angeschaut: die Kirchenväter haben es ihnen untersagt. Sie kopiren einen übernommenen Typus und von Kopie zu Kopie wiederholen sie slavisch und mechanisch die Umrisse die sie in ihrem lebendigen Sinn und Zusammenhang längst nicht mehr begreifen, die ihre krankte Phantasie mehr und mehr fälscht. Sie sind aus Künstlern Handwerker geworden und in dieser Defabenz vergaßen sie die Hälfte ihrer Kunst. Keine Spur mehr einer Physiognomie. Die Gesichtszüge sind oft so barbarisch wie die Zeichnungen eines Kindes, das sich übt. Die Figuren sind keine Menschen mehr, sondern nur Schablonen des Menschen im Allgemeinen. Wenn man durch die Schablone hindurch nach dem Menschen sucht, entdeckt man etwas sehr Trauriges, nämlich außer dem Unermüden des Rosaiers die Degeneration; eine defabente Kunst hat zum Gegenstand eine defabente Menschheit. All diese Gestalten sind idiotisch, halbverkommen, ausgemergelt, krank. Sie haben keine Aktivität, keinen Willen, keinen Gedanken, keine Seele. Sie können sich nicht aufrecht halten, wenn sie hundertmal sehend gebildet sind. Die Erschöpftheit ihres Blutes und ihrer Lebenskraft ist so auffallend, daß man unwillkürlich an heimliche Vaster denkt. Die Engel sind große Halbsimpel mit aufgerissenen Augen und hohlen Wangen. Ueber den Engeln sieht man verschiedene Heilige; sie scheinen von langer Krankheit aufgestanden zu sein. Ohne sie gesehen zu haben, würde man nicht glauben, daß ein solcher Zustand von Schlassheit, eine solche Erschöpfung aller physischen und seelischen Kräfte bei einem lebendigen Menschen möglich sei. Die Heilige Jungfrau ist von merkwürdiger Engbrüstigkeit; sie hat nur noch Augen, fast keine Nase, keinen Mund. Ihre langen, schmalen Hände, ihr eingefallenes Gesicht sind die einer Schwindsüchtigen im letzten Stadium. Sie macht die Geberde einer Gliederpuppe oder eines Skelettes mit beweglichen Knochen und Bändern. Ihr großer violetter Mantel verräth nichts von den Formen ihres Körpers.“

Aber wenn man von einer Sache Etwas fordert, das gar nicht zu ihrem Wesen gehört, so stellt man eben unvernünftige Forderungen. Der Mann hat einen annähernden Begriff von griechischer Kunst und mit diesem Begriff mißt er nun einen ganz anderen Stil, eine Kunst, die ganz Anderes will, also auch ganz andere Ausdrucksmittel braucht. Die Annahme, Nachahmung der Natur sei das Ziel aller Kunst, ist ein Irrthum. Das lehrt schon die griechische Antike. Erinnern wir uns an den Altar der Venus im Thermenmuseum. Die wunderbare Wirkung, die von diesem Werk ausgeht, hat mit der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Anatomie, von der Laine in seinen Betrachtungen

nicht loskommt, wenig oder gar nichts zu thun und Holbein war noch lange kein Idiot, weil er in seinem Totentanz den Oberschenkel konsequent aus zwei Knochen und den Unterschenkel aus einem bestehen läßt.

Taine sagt von der Kunst des Giotto und seiner Schule, daß sie keine Menschen, sondern Ideen darstellen wollte. Das ist nun gerade in Beziehung auf diese Kunst nicht richtig. Diese Kunst wollte just das Gegentheil, wenn auch hier und da Einer aus der Schule, wie Orcagna, eine Ausnahme machte. Diese Schule war geradezu berauscht von der Darstellung des Menschen an sich und besonders des dramatisch bewegten, des leidenschaftlich handelnden Menschen. Aus der Darstellung von Ideen wollte sie herausgelangen zur Darstellung des bewegten Lebens. Und dieses Ziel hat sie in allmählichem Fortschritt durch zwei Jahrhunderte auch wirklich erreicht.

Bei der Betrachtung byzantinischer Kunst ist Taine merkwürdiger Weise nicht auf den Gedanken gekommen, daß es ihr um die Darstellung von Menschen gar nicht, daß es ihr nur um die Darstellung von Ideen zu thun sei.

Er philosophirt viel über den christlichen und heidnischen Charakter der Kunst. Die ganze italienische Kunst vom sechzehnten Jahrhundert ab ist für ihn heidnisch. Er ahnt den tiefen Gegensatz beider Typen. Er spricht auch keinem von beiden die Existenzberechtigung ab. Aber wo ihm nun, wie bei den Byzantinern, der christliche Typus in seiner ganzen Strenge und Reinheit vor Augen steht, erkennt er ihn nicht, begreift nicht seine Nothwendigkeit, sondern verurtheilt ihn, weil er in ihm nicht findet, was er gar nicht darin sehen sollte, nämlich die Qualitäten und Tugenden des anderen Typus. Die byzantinische Kunst ist nicht so geworden, wie sie ist, weil sie von Handwerkern, statt von Künstlern, ausgeübt wurde, sondern sie wurde, was sie werden mußte, wenn sie christlich sein wollte. Die griechische Zeichensprache war dann nicht mehr für sie brauchbar; sie mußte sich eine neue Sprache schaffen, einen neuen Stil. In diesem Stil nun aber die Wirkung von Ungeschicklichkeit und Verkommenheit zu sehen, ist eine der größten Dummheiten der modernen Aufklärung.

Die griechischen Götter waren Menschen. Sie wurden durchaus als solche gedacht, nur vollkommener, nämlich schöner, kräftiger, mächtiger und von ewiger Jugend und Gesundheit. Um sie darzustellen, nahm man den Menschen als Modell. Er genügte dazu vollkommen. Die verschiedenen Typen des Menschen, zu reinerer Harmonie und Schönheit gesteigert: da hatte man die Götter. Ihre Gestalten durften nirgends die Grenzen der Menschheit durchbrechen. Der Mensch war das Maß aller Dinge. Eine ungeheure Kluft trennt die religiösen Vorstellungen des Christenthums von den heidnischen. Die selbe Kluft mußte nothwendig die christliche von der griechischen Kunst trennen. Bei den Griechen Alles klar, Gestalt und Verlichkeit, Alles eng, aber auch scharf umrissen. Im Christenthum verlieren alle Vorstellungen sich in der gestaltlosen

Unendlichkeit, in den dunklen Tiefen der Mystik. Ein gestaltloser Gott. Ein orientalischer Gott. Ein Gott, von dem durch Jahrtausende, was allein das Richtige war, kein Bild gemacht werden durfte, weil er nicht verengt, vermenschlicht, verendlicht werden sollte. Dieses orientalischen, gestaltlosen Gottes bemächtigten sich die Griechen, diese Bildner *κατ' εἰκόνην*. Wie sollten sie ihn bilden und wie all die Ideen, die sich um ihn gruppirt? In die menschliche Gestalt war er nicht zu fassen. Er lebte ja außer allen Grenzen der Menschheit. Daß die frühen griechischen Christen Dies begriffen, daß sie nicht so naiv sein konnten wie die späteren Italiener und andere Europäer, ist bei ihrer philosophischen Bildung nicht zu verwundern. Wie sehr sie begriffen, beweist ihre Kunst. Sie waren nicht einen Augenblick von der naiven Täuschung befangen, der neue Wein könne sich in die alten Schläuche gießen, die neue Vorstellungswelt sich in der alten Zeichensprache ausdrücken lassen.

Der menschliche Körper war also, wenn er auch noch so ideal gefaßt wurde, nicht mehr im Stande, das Göttliche unmittelbar darzustellen. Und so hatte denn der Körper an sich für die religiöse Kunst alle Bedeutung verloren. Nur noch als Hieroglyphe, als Symbol, als Zeichen war er verwendbar. Er hatte nicht mehr die Herrlichkeit Gottes in sich darzustellen, er sollte sie, die unsinnlicher Natur war, nur geheimnißvoll und auf symbolische Weise ahnen lassen. Da mußte er auch eine andere Behandlung erfahren als bei den Heiden. Er war nicht mehr seiner selbst wegen da und hatte nur noch die Bedeutung einer Hieroglyphe. In der That ist die byzantinische Kunst eine hieroglyphische Kunst, wie sie eine hieratische ist.

Gegenüber der byzantinischen Kunst hat Laines Philosophie versagt. Nicht das Unvermögen der Künstler hat den Charakter dieser Kunst bestimmt, sondern die Aufgabe, die sie von der Religion erhielt und die mit ihrer antisinnlichen, ihrer übersinnlichen Tendenz der Seele der Kunst ein tödtliches Gift einflößen mußte. Doch mit fast schadenfroher Genußthuung sehen wir auch bei dieser Gelegenheit, wie tief der Mensch in der Sinnlichkeit steckt, selbst da noch, wo er ihr ganz entronnen zu sein glaubt. Indem diese byzantinische Kunst die höhere Sinnlichkeit, die in Formschönheit und Formfreudigkeit zum Ausdruck kommt, von sich weist, verfällt sie einer viel tieferen und primitiveren Sinnlichkeit, der Freude an der schönen Oberfläche, an Farbe, Glanz und Spiel der Linien. Und Das ist sogar ihre Rettung. Denn bei der niedersten Sinnlichkeit kann noch Kunst bestehen; ohne alle Sinnlichkeit nicht. Da diesen Künstlern die lebendig schöne Form mit ihren eigenthümlichen sinnlichen Reizen versagt war, warfen sie sich mit ihrem ganzen künstlerischen Instinkt darauf, die Fläche, die ihnen zur Verfügung stand, so reich mit sinnlichen Reizen auszustatten, und erzielten mit Farbenkomposition und mit der Linienführung in Ornamenten und Figuren eine wundervolle dekorative Wirkung.

Man denkt hier zunächst an die Mosaiken. Aber auch von allen Relief-
skulpturen gilt das Selbe. Ich denke an eine Thürwandung am bamberger
„Dom.“ Da *mo,* *gialot* *ia,* *ou'* *apostel'* *mo* *stopprien* *ögevidet.* Den einzelnen
Gestalten fehlt der persönliche Ausdruck des individuellen Lebens, die Körper
sind wie durch die Schablone gezeichnet; aber aus dieser Schablonenarbeit
spricht ein starker Rhythmus der Linien, die den Stein nicht nur schmücken,
sondern geradezu mit sinnlichem Leben erfüllen. Dieser spezielle Zweck der
Kunst ist hier so vollkommen erreicht wie nur irgendwo in der griechischen
Kunst; und doch mit ganz anderen Mitteln.

Ueber die Altarfäulen in der Markuskirche schreibt Laine:

„Am Hauptportal tragen vier Säulen den Baldachin; sie sind über und über,
von der Basis bis zum Kapitäl, mit Figuren bekleidet. Wenn man diese Figuren
einzeln nimmt, sind sie barbarisch. Das Auge ist beleidigt von der Unfähigkeit
und Ungulänglichkeit, die sich in ihnen offenbart. Den Händen fehlen alle Pro-
portionen; die Köpfe sind manchmal ein Drittel des ganzen Körpers; fast alle sind
gewöhnlich, manchmal gemein, blödsinnig. Der Bildhauer ist ein Trottel und kopirt
die Trottel aus dem Pöbel. Er giebt, ohne es zu wissen, Karikaturen. Der eine
Heilige ist eine Art Quasimodo, der andere ein Wassertopf, wieder andere sind form-
lose Ungeheuer, zum Leben unfähig, gleich den Abnormitäten, die man in den Ana-
tomischen Museen aufbewahrt. Aber man entferne sich um sechs Schritte: und der Ge-
samteindruck ist bewundernswürth. Man ist hingerissen von dieser Ueberfülle unkennt-
licher Gestalten, deren Lineament das goldene Laubwerk des Kapitäls fortsetzt und
dessen Schönheitzauber durch das flackernde Licht der Altarlampen noch erhöht wird.“

Auch hier verkennet Laine, trotz seinen Vorurtheilen, nicht die eigen-
thümliche Stärke dieser Kunst. Das macht seinem künstlerischen Gefühl alle
Ehre. Wenn er aber an anderer Stelle sagt: „Man sieht da gewisse Flach-
reliefs, die ein gemeiner Steinmetz von heute nicht gemacht haben möchte“,
so ist Das ein großer Irrthum. Und staunend las ich die folgenden Sätze:
„Man machte barbarische Kapitäle. Man verachtete das griechische Modell,
dessen Einfachheit man nicht mehr verstand.“ Dieser sonst Alles verstehende
(und verzeihende) Philosoph scheint also der Meinung, jedes Kapitäl, das
nicht mit dem dorischen, jonischen oder korinthischen übereinstimmt, sei eine
Abnormität. Die Byzantiner hätten also beim griechischen Kapitäl bleiben
sollen. Dabei weiß Laine, daß jede Form, wenn nicht der Geist ihres Er-
finders sie belebt, zum toten Gespenst und für die Kunst werthlos wird; daß
produktive Kunst Neues schafft und schaffen muß, selbst wenn sie meint, vor-
handene Formen nachzuahmen. Ein anderer Geist schafft sich immer auch
eine andere Form. Wirkliche Nachahmung ist stets geistlos. Diese Beobachtung
kann man schon bei den meisten römischen Kapitälern machen; auf den ersten
Blick scheinen sie den griechischen auf ein Haar ähnlich. Aber das zarte Spiel
der Kräfte in diesen, ihr inneres Leben mit einem Wort, ist in den römischen
meistens nur schwach und oft genug mißverständlich nachempfunden.

Und die ganze moderne Kunst hat in ihren verschiedenen Phasen klar bewiesen, daß man noch lange kein griechisches Kapital macht, indem man ein solches nachahmt. Laine tadelt die Byzantiner, die sich von solcher Nachahmung früh emanzipirten; er müßte sie loben.

Wenn wir den Griechen darin ewig nachschwäzen, daß wir Alles barbarisch nennen, was sie so genannt haben, alles Nichtgriechische also, dann sind wir schlechte Philosophen und noch schlechtere Historiker. Im Louvre sind Kapitale vom alten Königspalast zu Ekbatana, die Laine oft genug gesehen haben wird. Man kann auch sie barbarisch nennen. Man kann die ganze assyrische und ägyptische Kunst, wovon im Louvre wahre Wunderwerke zu sehen sind, so nennen. Aber wer nicht sofort sieht, daß er hier vor ganz großer Kunst, vor ganz großem Stil steht, Der mag an Eberleins Reiterbildern sein Herz erfreuen. Und wer hier nicht sieht, daß diese Assyrer ihre Könige wuchtiger, gewaltiger, übermenschlicher, mit einem Wort: „größer“ gebildet haben (und auch hier war Alles Handwerk und Tradition) als die Griechen ihre Götter (mit der einzigen Ausnahme des Zeus von Otricoli), Der kann heute kein Windelmann mehr werden.

Die byzantinische Kunst ist in ihrem Stil und Wesen bedingt durch die neue Religion aus dem Orient. Man kann den orientalischen Ursprung dieser Religion nicht genug betonen. Denn nun bietet sich von selbst der Gedanke dar, daß der Orient nicht nur mittelbar durch die Religion, sondern auch unmittelbar durch seine Kunst, die als assyrische und ägyptische räumlich nah lag, auf den neuen Stil einen starken Einfluß gehabt haben muß. Schon in Südfrankreich, vor gewissen Kirchenportalen, vor dem von St. Trophimes in Arles und dem von St. Gilles, hat sich mir diese Ueberzeugung aufgedrängt. Besonders in der streng stilisirten Bildung der vier Evangelistensymbole, überhaupt in der Vorliebe für das stilisirte und symbolisch gemeinte Thier war ägyptisch-assyrischer Geist unverkennbar. Und ganz überraschende Aufschlüsse giebt das Museum von Sorrent. Das ist ein ganz kleiner Raum, den die wenigsten Besucher von Sorrent kennen; denn nur wenig und für die Reisten gar nichts ist dort zu sehen. Die Hauptsache sind ein paar alte Skulpturenfragmente, die aus einem verschwundenen byzantinischen Dom stammen mögen. Fragmente eines Frieses in Flachreliefs: geflügelte Nilpferde (oder wie man sonst das Thier nennen will). Sie sind wunderbar in der Zeichnung, ganz vereinfacht und ganz Leben. Hier ist assyrischer oder ägyptischer Einfluß mit Händen zu greifen. Wer diesen Einfluß auf die byzantinische Kunst überieht, wird sie nie ganz verstehen. Laine hat ihn wohl herausgeföhlt; aber dieser Philosoph und Historiker meint noch heute, wie ein Zeitgenosse Voltaires, große Provingen der Kunst mit dem Wort „barbarisch“ abthun zu können.

München.

Benno Rüttenauer.

Bachs Ahnen. *)

Ban der Kunstbewegung der letzten fünfzig Jahre, die uns räumlich von den imponirenden Höhen eines Haydn, Mozart, Schubert, Beethoven mehr und mehr entfernte, tauchte bei der gleichzeitigen Vorwärtsbewegung unserer Schritte gegen Bayreuth und Weimar hin im Hintergrund ein Koloss auf, der, je weiter wir schritten und schreiten, zu wachsen und das gewaltige Gebirgsmassiv der wiener Schule zu überragen scheint. Der Gipfel des Kolosses ist immer noch in Wolken versteckt, aber wir sehen bestimmt, daß es kein Doppelgipfel ist. Dieser Koloss ist Johann Sebastian Bach. Wenn man heute noch üblicher Weise unter allerlei schön klingenden Sprüchen den Meister Händel mit dem Propheten Johann Sebastian Bach zusammenkoppelt, ja, zu einer Art siamesischen Zwillingpaares zusammendichtet, so sollte man bedenken, daß sogar schon in der Musikgeschichte dieses edle, aber gänzlich ungleiche Zwillingpaar auseinanderoperirt ist. Man lese nur aufmerksam das keines Rühmens bedürftige Werk von Spitta oder die alte, edel enthusiastische Schrift Forkels über Bach, die in ihrer zum Theil fast leidenschaftlichen Sprache der Begeisterung sich auf eine „Vergleichung Bachs mit Händel gar nicht einlassen will“ und kann. Wie mit Recht Bachs und Wagners deutsche Kunst vielfach in direkter Beziehung zu einander gesetzt werden, so ist auch der verwegenste Kontrapunkt des Orchesters von Richard Strauß, selbst seines Schlagzeuges, oder seine energievolle Durchführung einer musikalischen Idee, auf den Eckstein gegründet, den, wie Krejschmar treffend mit Bibelworten sagt, die Bauleute einst verworfen haben.

Ein solcher Koloss nun, der seine Spitzen in die Wolken sendet, bedarf eines riesigen Unterbaues. In der That saß Johann Sebastian, indem er seine deutsche Kunstmission erfüllte, die Errungenschaften deutscher und auch fremdländischer Kunst, auf vielen heute kaum mehr gekannten Tonsevern fußend, läßt zusammen. Dieser Koloss konnte dann wiederum Quellen als Leben spendende Kraft in entfernt liegende neue Gebiete und junge Pflanzungen unserer Kunst entsenden. Zu dieser groß-

*) Vor zweihundert Jahren, im Februar 1706, wurde der Organist Bach vor das amstädter Konsistorium geladen und ihm vorgehalten, daß er, der zur Reise nach Lübeck einen vierwöchigen Urlaub erbeten hatte, „wohl viermal so lange außen geblieben sei“. Auch wurde ihm vorgeworfen, er habe „in den Choral viele wunderliche variationes gemacht, viele fremdde Töne mit eingemischet, daß die Gemeinde darüber konfundirt worden, nicht selten einen tonum peregrinum, ja, sogar contrarium einfließen lassen, gar nichts musiziret, dessen Ursach er gewesen, jedenfalls, weite mit den Schülern er sich nicht komportiren wolle, und eine fremdde Jungfer auf das Chor biethen und musizieren lassen.“ Die Folge war, daß Bach aus dem Amt schied und in die freie Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen zog. „Er suchte sich anderswo ein Nest, in das er die fremde Jungfer, zweifellos seine Verlobte, als Meisterin führe.“ Das erzählt Professor Philipp Wolfrum in dem Büchlein „Johann Sebastian Bach“, das er (in der von Richard Strauß herausgegebenen Sammlung „Die Musik“) in den nächsten Wochen bei Ward, Narquardt & Co. erscheinen läßt. Einem sehr zierlich ausgestatteten Buch, das uns ein sorgsam gezeichnetes Bild des großen Organisten giebt. Außer den Hauptwerken (Forkel und Spitta) sind alle Quellen benützt worden, die bis in unsere Tage die Bachforschung erschlossen hat. Das Fragment, das hier abgedruckt wird, soll das Buch der Aufmerksamkeit empfehlen.

artigen künstlerischen Emanation bedurfte es aber eines ganzen großen Geschlechtes zäher, energischer, muthiger und entsagungsfähiger Künstlernaturen, offener und zugleich harter Köpfe und weicher Herzen. Und so tritt uns das Geschlecht der Bach entgegen, das, einer vielhundertjährigen Eiche gleich, seine Wurzeln tief in die deutsche Erde senkt. Betrachten wir seine unverdrossen ideale Thätigkeit.

Manche der Leser, die ihre Jugend auf dem Lande, in Pfarrdörfern, Marktflecken oder auch kleinen Städten verlebten, hatten wohl vereinzelt noch Gelegenheit, die Thätigkeit eines „Kantors“ oder Chorregenten und Organisten zu beobachten, von der sie sich heute sagen müssen, daß sie eine unbegreiflich vielseitige, ungeheuer anstrengende, aber allerdings von großem Segen für Einzelne wie für die Allgemeinheit begleitet war. So ein Kantor setzte eine Ehre drein, seiner Gemeinde zur Erbauung und Gott zu Ehren die „Orgel zu schlagen“; er konnte aber auch seine Orgel stimmen und repariren. Er bildete und pflegte einen Knabenchor, mit dem er die Dorfmusikanten beziehend, Kirchenmusik machte, mit dem er Hochzeiten und bei Sturm und Wetter „Leichen“ sang. Er versicherte, daß er in den Kirchenmusikalien „nichts Passendes“ finde; in Wahrheit aber lag ihm viel Muße auf dem Herzen und er komponirte denn Choraltvorspiele und Postludien, Grabarien und Kirchenmusiken still für seinen Gebrauch. Um seinen Geist zu erfrischen, schrieb er sich die Nächte hindurch diese Bände der Musikstücke ab, in denen sein Ideal beschlossen schien; das Notenpapier rastrirte er sich selbst. Er entpuppte sich auch wohl eines Tages beim Kirchenpatron im Schloß, wohin er gerufen ward, um das Auftreten eines berühmten durchreisenden Virtuosen zu ermöglichen, als einen „sehr geschickten“ Klavierspieler und nebenbei auch als Klavierstimmer; freilich: als Instruktor für das gnädige Fräulein fand man ihn doch etwas zu „altmodisch“. Aber die Hauptsache: der Kantor hatte nebenher mehr als hundert Knaben und Mägdelein in fast dreißig Wochenstunden zu unterrichten und er war ein gewiegter Pädagoge. Das hinderte ihn nicht, auch noch seine Geige im Quartett und sein Violoncell-Solo zu streichen, seine Guitarre zu spielen und seine Lieder den Freunden zu Liebe dazu zu singen. Wenn ein freier Nachmittag oder gar die Ferien kamen, sah man ihn leidenschaftlich bestrebt, diese oder jene neu gebaute Orgel kennen zu lernen, Neues zu hören und seine Kunst an der Anderer zu messen. So kam er unter den Kollegen auch in den Ruf eines bedeutenden Organisten, der ihm wohl gar das Ehrenamt eines Orgelrevisors von der Regierung einbrachte. Freilich: von all der Arbeit konnte er mit seiner Familie noch lange nicht leben, und um sich ehrlich, und wie sich für einen Träger seiner Würde in der Gemeinde ziemt, durchbringen zu können, übernahm der Kantor noch allerlei Nebenämter. So ein Kantor hatte aber bei aller äußerlichen Misere auch noch die Kraft, bei Gelegenheit einen Krach mit psarrherrlicher Kammerung oder mit bureaukratischem Hochmuth zu riskiren, und war überhaupt aus einem merkwürdigen Holze geschnitten. Ein solcher Kantor giebt uns selbst bei aller Zwerghaftigkeit seiner musikalischen Persönlichkeit ein (wenn auch immer noch einseitiges) Bild Derer vom Geschlechte der „Bache“, jener Musikerfamiliengilde, die die Kantoreien und Stadtpfeifereien Mitteldeutschlands durch Jahrhunderte zu Ehren brachte, der welschen Kunst zum Trost, die überall, aber namentlich in Deutschland, die alte, treuherzige, einheimische Kunst, besonders des „Hinterlandes“, auf lange hinaus brachlegte. Und wenn uns aus diesen von Kirche und Staat leider jetzt im selben Maß vernachlässigten Kreisen

heute kein Johann Sebastian Bach erwachsen kann, der, wie Forkel schwärmt, der erste aller deutschen und ausländischen Künstler ist und bleibt (der Schwerpunkt unserer deutschen Musikpflege ruht auch nicht mehr bei Kirche und Schule, bei den protestantischen noch weniger als bei den katholischen), so genügt doch der Hinweis auf jüngst vergangene Zeiten, auf die Erscheinung Brudners, um zu zeigen, daß der geschilberte Zusammenhang zwischen dem einfachen Schullehrer- und Organistenhaus und unserer großen Kunst allen Widrigkeiten zum Trotz noch besteht.

Während der großen Periode der kirchlichen polyphonen Chororganistenkunst stand bekanntlich Deutschland etwas zurück: hauptsächlich die Niederlande und Italien, gipfelnd in den beiden Meistern Orlandus Lassus und Pierluigi da Palestrina, standen in vorderster Reihe. Namentlich die Niederländer predigten das Evangelium des Kontrapunktes aller Kreatur, auch den Italienern, von deren religiöser und künstlerischer Metropole Rom ihnen der Tenor, das Thema zugewiesen worden war: der (gregorianische) Choral der Kirche. Ziemlich gleichzeitig mit dem Tode jener Meister (1594) setzen Renaissance-Bestrebungen musikalischer Art in Italien ein, die zur Emanzipation der Instrumentalmusik von der Vokalmusik, zu einem vereinfachten Gesangsstil und dann zu einer Mischung jener beiden Musikarten führten. Der vereinfachte Gesangsstil, mit dem man an die antike Musik anknüpfen wollte, ergab sich allmählich als Rezitativ und als ariosoer und liedmäßiger Gesang. Das begleitete Rezitativ ist aber thatächlich eine Wiebergeburt des unbegleiteten alten lateinischen Sprechgesanges (Chorals) der Kirche, in freierer Art, mit neuen Mitteln belebt, auf anderer Grundlage (der Oper, des alte mit neuer Zeit verbindenden Oratoriums) versucht.

Von hier an finden wir die Deutschen emsig bemüht, es ihren Lehrern gleich zu thun. Sie zogen nach Italien, um neben alter Kunst auch die neue zu erlernen: etwa, um „Spähen“ zu nennen, von dem nürnbergger Meister Hans Leo Hasler an, der für die Kirche mehr in allem als neuem Sinn und nebenbei „ Lustgärten“ von Gesängen und „ Venusgärten“ von Längen komponirt, bis zu Heinrich Schütz, dem „ Vater der deutschen Musikanten“, der die italienischen Reformen der deutschen Kunst vermittelt, und bis zur „ geistlichen Konzertmusik“, zur biblischen Szene, zur neueren „ Passion“, ja, zur „ Oper“ vordringt, ohne freilich überall seine deutsche Art völlig durchsetzen zu können.

Aber dieser Siegeslauf um die Palme sollte jäh unterbrochen werden. Der Dreißigjährige Krieg warf Deutschland zu Boden; es ward ein Tummelplatz und eine Beute für die rohen Söldnerhaufen aus aller Herren Ländern. Die jungen Blüten der deutschen Kunst wie der Wissenschaft wurden gemüthet. Nach dem Friedensschluß treffen wir überall Demoralisation, dumpfe Gleichgiltigkeit, Jammer, Elend beim Volk, das in Wirklichkeit bezimert ist; an den Höfen reißt Genussucht und Sittenlosigkeit ein, gestützt auf „welche Kunst und welchen Land“, — deutsches Wesen und deutscher Geist scheinen erstorben. Und doch sollte er bald seine Auferstehung feiern. Er lebte und webte ja still und heimlich noch in der deutschen Musik, die sich durch Jahrhunderte in Kantoren und Organisten und namentlich in einem weitverzweigten deutschen Geschlechte der engen bürgerlichen Sphäre ein Gefäß zubereitet hatte. Als die Zeit erfüllet war, trat in Johann Sebastian Bach dieser deutsche Geist am Großartigsten in die Erscheinung. Das zunächst auf einen „irdischen Messias“ hoffende Geschlecht hat ihn freilich nicht sofort zu begreifen vermocht.

Die weitausgebreitete deutsche Familie der Bach ist schon im sechzehnten Jahrhundert nachzuweisen, und zwar in verschiedenen Orten in der Gegend von Arnstadt in Thüringen; in Wechmar bei Gotha scheinen schon vor 1550 unseres Meisters direkte Vorfahren geessen zu haben. Der in der bachischen Familienschronik als Rhytherr bezeichnete Veit Bach wanderte also nicht, wie manchmal noch zu lesen, aus Ungarn ein, sondern kehrte von dort, wo er sich niedergelassen hatte, wieder in die Heimath zurück, da er dort als Lutheraner in Folge der Gegenreformation seines Glaubens nicht leben konnte.

„Er hat sein meistes Vergnügen an einem Cythringen (kleiner Guitarre) gehabt, welches er auch mit in die Kühle genommen und unter währenddem Mahlen darauf gespielt. Es muß doch hübsch zusammen geklungen haben, wiewohl er doch dabei den Takt sich hat imprimiren lernen. Und Dieses ist gleichsam der Anfang zur Musik bei seinen Nachkommen gewesen.“ „Im Anfang war der Rhythmus“, sagt Hans von Bülow; und wenn wir heute durch die Untersuchungen Büchers wissen, daß viele Rhythmen, des Verses und des Taktes, in geregelten Arbeitsbewegungen wurzeln, so erscheint uns das Musizieren während des Mahlens nicht als eine Projanation der Kunst, sondern die Arbeit erweist sich als ein geweihter Boden, dem künstlerische Thätigkeit entspringt.

Von seinen zahlreichen Kindern wird Hans zu Kaspar Bach nach Gotha „in die Lehre gethan“, um dort hoch auf dem „Schloßthurm“ sein Handwerk zu erlernen. Nach „ausgestandnen Lehrjahren“ kehrt Hans heim; er ist nun „Spielmann“. Um allen Eventualitäten des Erwerbes aber als ein ehrlicher Mann gemacht zu sein, erlernt er auch die Teppichmacherei. Bei ihm finden wir in hervorragendem Maße den im ganzen Geschlecht wie auch bei unserem Johann Sebastian oft zu Tage tretenden Zug zu Fröhlichkeit und volkstümlichem Humor. Aus seiner nicht minder zahlreichen Nachkommenschaft kommen drei im musikalischen Berufe thätige Söhne in Betracht: 1. Johann (gestorben 1673 als Direktor der „Rathsmusikanten“ und zugleich Organist in Erfurt, wo man später die Stadtorgel kurzweg als „die Bache“ bezeichnet); unter seinen Nachkommen ist sein Enkel, der Eisenacher Johann Bernhard Bach (gestorben 1749), als ein heute fast unbekannter unter den Meistern jener Zeit hervorzuheben. 2. Christoph (Großvater unseres Johann Sebastian gestorben 1661 in Wechmar) und 3. Heinrich (Organist in Arnstadt, gestorben 1692).

Dieser Heinrich Bach überlebte, siebenundsiebzig Jahre alt, seine meisten Kinder, aber seinem Sarge folgten immerhin achtundzwanzig Enkel und mehrere Urenkel. Es ist dem bachischen Geschlecht der patriarchalischen Sitte gemäß Grundgesetz und auch moralische Pflicht, sofort nach der ersten Anstellung zu heirathen, meist gemäß den Sitten der Junst in die Junst hinein, was dann bedeutete: in die Verwandtschaft. Der meist sehr reiche Kinderseggen führte in der Regel zu einer weiteren Konsequenz, ein zweites, ja, drittes Mal zu heirathen; sie scheuten trotz der Ungunst der Zeiten nicht vor der Gründung eines Hausstandes zurück; nicht selten auch erwählten Brüder Frauen, die im Schwesterverhältniß zu einander stehen. Von dem bereits seit langer Zeit weit in die thüringischen Gauen, ja, bis in fremde Länder hineinwachsenden Geschlecht werden seit Veit Bach in der Familienschronik die Mädchen und die Söhne, die Bauern und Handwerker wurden, gar nicht erwähnt, manche Seitenlinien vergessen; es wird auch auf manche taube musikalische

Frucht (einer „ist auch der Musik zugethan, hat sich aber niemals zu einer Funktion begeben, sondern sein meistes Plaisir in Reisen gesucht“) und Familienmühsere (ein „Chirurgus“ Bach „wohnet jezo zehn Meilen hinter Königsberg in Preußen im Amt . . . hat aber das ganze Haus voll Kinder“) hingewiesen. Wir können hier nur einzelne hervorragende Meister des Geschlechtes berühren, von deren Thätigkeit uns zum Glück Beweise verblieben. Dieses Geschlecht hat die Geschichte des deutschen Volkes, von den Höhepunkten der Reformationzeit bis in die Sumpfe des Dreißigjährigen Krieges hinein, an sich miterlebt; es hat sich aber auch nicht nur mit ihm wieder erhoben; es wurde der Stolz des deutschen Volkes. Wir begreifen, welche Triebkraft nöthig war, damit das Geschlecht namentlich die Zeit des Dreißigjährigen Krieges einfach nur zu überdauern vermochte.

Uebergehen wir also die „Kleinkunst“ und verschollene Kunst des Geschlechtes und halten wir uns nicht bei Hoffnungen auf, die da durch glückliche Funde etwa noch realisiert werden könnten. Erfreuen wir uns aber noch an der Mittheilung Philipp Emanuels Bach, daß von einer in Weiningen sich festsetzenden Seitenlinie, zu der Johann Sebastian durch den Hof Kantor Johann Ludwig Bach wieder künstlerische Beziehungen pflegen sollte, Musik und Malerei zugleich betrieben wurden. Der Sohn dieses etwas weiltäufigeren „Vetters“ unseres Meisters, Gottlieb Friedrich Bach (1714 bis 1785), war herzoglicher Hoforganist und Kabinetsmaler. Er und namentlich sein in beiden Aemtern ihm nachfolgender Sohn Johann Philipp Bach brachten die deutsche Pastellportraitmalerie zu hohen Ehren. Johann Philipp (1752 bis 1846) war als Portraitmaler einer der anerkanntesten und fleißigsten Meister; in seinem nicht ganz vollständigen Einnahmebuch hat er, abgesehen von zahlreichen Bleistift-Zeichnungen, allein 985 Pastellgemälde als von seiner Hand stammend aufgeführt. Von Beiden schreibt Philipp Emanuel, der große Sohn Johann Sebastian's: „Vater und Sohn sind vortreffliche Portraitmaler. Letzter hat mich vorigen Sommer besucht und gemalt und vortrefflich getroffen.“ Philipp Emanuel selbst zeigte sehr viel Interesse an dieser Kunst und sein Sohn Johann Sebastian wurde der bedeutendste Schüler des Landschafters und Historienmalers Dejer. Leider starb Johann Sebastian in jungen Jahren.

Das Menschenmöglichste endlich an Talenten leistete ein Bruder des genannten Johann Ludwig Bach: Nikolaus Ephraim Bach, seit 1708 bei der Wittifsin zu Wandersheim in Stellung, wurde, wie Spitta mittheilt, 1713 Lafai, zugleich mit der Aufsicht über die „Malereien und Statuen-Galerie“ beauftragt, ferner muß er sich in „Musik und Komposition gebrauchen“ lassen, weiter wird er noch „Mundschent“, dann Organist und „Kellermeister“, muß endlich die Bedienten in Musik und Malerei unterrichten und schließlich die Rechnungen führen.

Der vielfach von Armuth und Trübsal heimgesuchte Kunstbäcker Heinrich Bach, ein offenbar ganz auf der Höhe der Kunst jener Zeit stehender Komponist und Organist, der mit seiner Kunst „gnädiger Herrschaft, Hoßen und Niedrigen, ja, der ganzen Bürgererschaft aufgewartet“ haben wollte, war gesegnet mit zwei Söhnen, die sich der Genius der deutschen Kunst ganz besonders zur keuschen Hülfe erkoren hatte zur Zeit gänzlicher Ermattung des deutschen Volkes und Wesens: Johann Christoph und Johann Michael, Beide Schüler ihres Vaters, Beide in sich gefehrte, still und treu an ihrem Platz schaffende, sich ihres künstlerischen Ranges kaum bewußte Naturen. Weder sie noch andere besonders veranlagte uns bekannte Ver-

treter des bachiſchen Geſchlechtes bis zu Johann Sebastian haben zu ihrer Ausbildung Italien, das Gelobte Land der Kunſt, beſucht. So eifrig ſie Alle die Fortſchritte in der Kunſttechnik ſtudirten und Fremdes ihrer Kunſt zu aſſimiliren ſuchten: ſie blieben der heimischen Scholle und „ihrem Schlage“ treu.

Johann Chriſtoph, der Genialere der Beiden, „der profunde Komponiſt“, wirkte von 1665 bis zu ſeinem Tode (1703) in Eifenach als Organift, hiervon ein Jahr lang neben Johann Pachelbel. Leider iſt nicht ſehr viel von ihm erhalten. Die herrliche zweichörige Motette „Ich laſſe Dich nicht“ lief bekanntlich lange unter Johann Sebastian's Namen zu deſſen Ruhm um. Eine große bibliſche Szene (als „Motette“ bezeichnet) für 2 ſilbſtimmige Chöre, 2 Geigen, 4 Bratſchen, Fagott, 4 Trompeten, Pauken, Baß und Orgel: „Es erhob ſich ein Streit“, die nach der Offenbarung Johannes 12, 7 bis 12 den Kampf zwiſchen dem Erzengel Michael und dem Teufel ſchildert, iſt ein gewaltiges Tonſtück, das mit allen von den Italienern und ihren deutſchen Schülern (Schüy, Hammerschmidt) überkommenen Mitteln arbeitet, ohne den hier mehr „auf das Oratorienggebiet gedrängten“ bachiſchen Geiſt zu verleugnen. Philipp Emanuel Bach ſchreibt 1775 an Forſtel hierüber: „Das zweihundzwanzigſtimmige Stück iſt ein Meiſterſtück. Mein ſeligter Vater hat es einmal in der Kirche aufgeführt. Alles iſt über den Effekt erſtaunt.“ Unſer Meiſter hat in ſeiner bekannten Kantate „Nun iſt das Heil und die Kraft“ (doppeltchörig mit Orcheſter) die aus dem Werk des Oheims empfangenen Anregungen nicht verleugnet. Zwei andere doppeltchörige Motetten laſſen den Eifenacher Bach vollſtändig mit dem Rükzeug des großen Venezianers Giovanni Gabrieli ausgerüſtet erſcheinen: gleich vollendet in der techniſchen Darſtellung wie im durchgeſtigten Ausdruck, ragen ſie über ihre Zeit und Umgebung weit hinaus. Auch einige andere eigenartige, einbringliche, plastiſch geſtaltete Vokalwerke von ihm ſind gerettet. Weniger von ſeinen Instrumentalwerken, die meiſt in Choralbearbeitungen für Orgel und Variationen für Klavier beſtehen. Genügen ſie den höchſten Anſprüchen ihrer Zeit und ſind ſie anregend für unſeren Johann Sebastian wie für Andere geweſen, ſo treten ſie doch hinter die Vokalwerke zurück, in denen Johann Chriſtoph ein beſonderes Pläzchen neben ſeinem großen Reffen beansprucht.

Johann Michael, von 1673 bis zu ſeinem Ende 1694 Organift und Gemeindefchreiber in Wehren bei Arnſtadt, iſt in ähnlicher Art thätig; er iſt nach der Chronik „gleich ſeinem älterem Bruder ein habiler Komponiſt“. Zeigt er in ſeinen (meiſt Choral-) Motetten, unter denen ſich namentlich als eigenartig hervorhebt „Unſer Leben iſt ein Schatten“, eine Motette, in der ein ſechſſtimmiger und ein dreißtimmiger Chor einander gegenübertreten, nicht immer die ſichere Hand und den weiten Blick wie Dieſer, ſo entſchädigt er durch manchen neuen, intereſſanten Zug. Johann Sebastian, der eine Tochter des Hauſes, alſo ſeine Couſine, als Gattin heimführen ſollte, hat dieſe Motettenkompoſitionen wohl gekannt, und während der Schwiegervater und Oheim bei ſeiner Chorbehandlung des Legtes „Nun, nun, nun hab' ich überwunden“ ſtraßlos ausgeht, muß unſer Meiſter ſpäter für eine in der Familie (und auch anderswo) gebräuchliche Legtbehandlung den Tadel eines Mathieſon über ſich ergehen laſſen wegen der Kantate „Ich hatte viel Bekümmerniß“, wo er mit dem dreimaligen energiſchen Chor-Akkordanſchlag des „ich“ nicht dieſes herausheben, ſondern die Aufmerkſamkeit für das Kommende erregen will. Nach J. G. Walther's Verſton (1732) hat Johann Michael auch „ſtarke Sonaten und

Klaviersachen" gefeßt, die heute verschollen sind; wir besitzen neben den Motetten, ein- und mehrstimmigen Arien, einer Kantatenartigen Kirchenmusik („Ach bleib bei uns“) nur noch einige Choralbearbeitungen für die Orgel von ihm, in denen er sich mehr an den schon genannten Orgelmeister Bachelbel anlehnt. Im Uebrigen ist Johann Michael (neben vielen Anderen des Geschlechts) durch eine Kunstfertigkeit bemerkenswerth, die auch bei Johann Sebastian durchbricht, die des Instrumentenbaues: er baut Klavier- und Geigen.

Von den Nachkommen dieser Oheime Johann Sebastians kommen nur solche Johann Christophs in Betracht: ein Sohn, Michael, wird Orgelbauer; ein anderer, Johann Christoph, zieht in die Fremde; Beide sind verschollen; ein dritter, Johann Friedrich, wird Organist und vergeudet als Trunkenbold seine Talente; der älteste, Johann Nikolaus, macht dem Geschlecht als Kirchenkomponist, als Organist, als Komponist eines komischen Singspiels („Der jenaische Wein- und Bierrufer“), als Klavier- und Orgelbauer in der Stellung eines Universitätsorganisten in Jena alle Ehre (gestorben 1753).

Der mittlere der genannten drei Söhne Hans Bachs, Christoph, vertritt mit seinen Nachkommen gegenüber den Brüdern mehr die weltliche Musik, das Stadtpfeisertum, und stieg damit eine Stufe tiefer, in eine namentlich in jener Zeit nicht unbedenkliche Sphäre. Wegen das „Biersiedlertum“ und die wüsten Ausartungen eines Musikbetriebes ordinärster Gattung mußte sich die Kunst durch allerlei Verbände und Statuten schützen. Der Großvater Johann Sebastians trat aber offenbar keinem solchen Verbände bei. Die große bairische Musikerfamilie bildete ein natürliches „Instrumental-Musikalisches Kollegium“; seine Statuten waren nicht geschrieben, sondern fast allen von ihnen eingeboren und amezogen: Pflichtgefühl und Sittenreinheit. Sie hatten auch ihren „Pfeisertag“: und Fockel, der ja den ältesten Söhnen Johann Sebastians noch nachstand, erzählt, daß sich die in Thüringen, Ober- und Niederachsen und Franken verbreiteten zahlreichen Glieder des Geschlechtes alljährlich einmal versammelten. Als Ort wurde gewöhnlich Erfurt, Eisenach oder Arnstadt bestimmt. „Da die Gesellschaft aus lauter Kantoren, Organisten und Stadtmusikanten bestand, die sämtlich mit der Kirche zu thun hatten und es überhaupt damals noch eine Gewohnheit war, alle Dinge mit Religion anzufangen, so wurde, wenn sie versammelt waren, zuerst ein Choral angestimmt. Von diesem andächtigen Anfang gingen sie zu Scherzen über, die häufig sehr gegen ihn abstachen. Sie sangen nämlich nun Volkslieder, theils von possirlichen, theils auch von schlüpfrigem Inhalt zugleich mit einander aus dem Stegreif so, daß zwar die verschiedenen extemporirten Stimmen eine Art von Harmonie ausmachten, die Texte aber in jeder Stimme anderen Inhalts waren. Sie nannten diese Art von extemporirter Zusammenstimmung Quodlibet. Einige wollen diese Possenspiele als den Anfang der komischen Operette unter den Deutschen betrachten. Allein solche Quodlibets waren unter den Deutschen schon weit früher in Gebrauch.“ Auch Johann Sebastian hat dieser Sitte und dieser humoristischen volkstümlichen Kunstbethätigung bekanntlich ein Denkmal errichtet im Schlußsatz seiner „Goldbergvariationen“.

Christoph Bach, der als fürstlicher Bedienter (und als solcher auch Musikus in der Hofkapelle) zu Weimar, in den letzten Jahren seines Lebens als „gräflicher Hof- und Stadtmusikus“ in Arnstadt (gestorben 1661) thätig war, ist uns als Kom-

ponist nicht vorge stellt. Seine weniger beachtete Domäne mag jene Kunstgattung hauptsächlich gewesen sein, mit der Johann Sebastian Bach seine Baucerkantate einleitet: eine Art Tanzpotpourri.

Von ihm zweigt mit dem Sohne Georg Christoph 1689 eine Linie nach Franken (Schweinfurt) ab. Diesem ältesten Sohne (geboren 1642) folgten 1645 Zwillinge (Johann Ambrosius und Johann Christoph), die, bis in ihr Mannesalter zum Verwechseln einander ähnlich, auch von gleicher Gemüthsverfassung gewesen sein sollen. Beide waren hauptsächlich Geigenschüler ihres Vaters. Johann Christoph kam 1671 als ein bei der Stadt und Kirche aushelfender Hofmusikus in den Dienst des Grafen von Schwarzburg-Kunststadt, wo er 1693 stirbt, Johann Ambrosius 1667 als Hof- und Stadtmusikus nach Erfurt, wo er Nachfolger eines Beters wird. Der Sitte gemäß begründete er alsbald seinen Hausstand: 1668 holte er aus einer dem Geschlecht schon seit Längerem befreundeten dortigen Familie seine ein Jahr ältere Frau, Elisabeth, Tochter des Kürschners Valentin Lämmerhirt.

Johann Ambrosius zieht 1671 oder 72 nach Eisenach, seinen ererbtet Platz wiederum an einen Beter abtretend. Er war nicht gerade auf Rosen gebettet. 1684 muß er sich an den Rath wenden: es werde ihm fast unmöglich, durch seinen Dienst Weib und sechs Kinder zu ernähren, wegen Landestrauern fielen oft Hochzeitmusiken mit ihren Accidentien weg, die „Biersiedler“ seien mit dem Lohn unzufrieden, gingen eigenmächtig auf Verdienst aus; man möge ihn wieder nach Erfurt ziehen lassen, denn dort habe er nicht nöthig, Gesellen und „frembt Gesind“ zu halten. Doch wurde ihm anscheinend ermöglicht, in Eisenach zu bleiben. Er hatte acht Kinder, von denen vier im jugendlichen Alter verstarben; ihm blieben: Johann Christoph (geboren 1671), Maria Salome (geboren 1677), Johann Jakob (geboren 1682) und unser Johann Sebastian.

Professor Philipp Wolfrum.



Discretionäre fonds.

Kosten, die nur rechnerischen Werth besitzen und nicht als greifbare Vermögensstücke in Betracht kommen, trüben die Klarheit jeder Bilanz. Solche Schwierigkeit schaffen namentlich die Reservefonds in ihren verschiedenen Abstufungen als gesetzliche und Spezialreserven, als Vorkredite- und Erneuerungsfonds, Amortisation- und Dividendenreservefonds, Beteiligungsreserven und Beamtenpensionfonds, und wie sie sonst heißen mögen. Der Phantasie ist ein weiter Spielraum gelassen, weil all diese „Fonds“, die ihren Namen zu Unrecht tragen, nicht in bestimmten Vermögensobjekten angelegt zu sein brauchen, sondern nur in der Bilanz stehen, um anzuzeigen, daß bestimmte Theile des Jahresgewinnes nicht an die Aktionäre vertheilt, sondern zurückbehalten und als Reserven eingestellt worden sind. Die Unvertheilbarkeit und Unverwendbarkeit des Reservefonds, die sein Wesen ausmacht, könnte zunächst auf den Gedanken führen, daß es sich um einen bestimmten, greifbaren Theil des Vermögens handle; denn was nicht vertheilt werden darf, muß doch da sein: sonst hat die Bestimmung keinen Zweck. In Wirklichkeit kommen Aktiosten aber nicht in Betracht. Der Gesetzgeber bestimmt im Paragraphen 281

des Handelsgesetzbuches: „Der Betrag eines jeden Reserve- und Erneuerungsfonds ist unter die Passiven aufzunehmen.“ Das schließt nicht aus, daß der selbe Reservefonds daneben auch auf der Aktivseite steht (was immer geschieht, wenn er ein besonders angelegter Fonds ist); aber die Regel bildet die lediglich passive Eigenschaft: und darin liegt ein nicht zu verkennender, wenn auch schwer zu beseitigender Nachtheil. All diese „diskretionären“ Fonds (anders kann man sie nicht nennen, da sie ja in der Hauptsache dem diskretionären Ermessen der Verwaltungen ausgeliefert sind) geben dem Unerfahrenen ein falsches Bild von der Vermögenslage einer Gesellschaft. Daß den Reservefonds die solide Unterlage fehlt, lehrt uns schon das verlegene Schweigen des Gesetzes. Außer dem erwähnten beschäftigt sich auch Paragraph 262 des Handelsgesetzbuches mit dem Reservefonds. Dort wird bestimmt, was in den Reservefonds einzustellen ist: vom jährlichen Reingewinn mindestens der zwanzigste Theil so lange, wie der Reservefonds den zehnten Theil des Grundkapitals nicht überschreitet; das Agio bei der Neuauflage von Aktien; der Betrag von Zahlungen, wenn sie nicht zu außerordentlichen Abschreibungen oder zur Dedung außerordentlicher Verluste dienen sollen. Kein Wort aber findet man über die Art, wie die Reserven anzulegen sind; der Bericht der Kommission stellt einfach fest, daß der Reservefonds nur ein Bilanzposten zu sein braucht; das Gesetz verlangt nicht, daß er besonders verwaltet und angelegt werde, auch nicht, daß die von ihm kommenden Zinsen ihm wieder zussießen.

Man könnte nun fragen: Wozu überhaupt diese der Sicherheit dienenden Reservefonds, wenn sie nicht greifbar vorhanden sind? Die Antwort darauf kann nur lauten: Weil unter den sehr geringen Möglichkeiten, den Aktionären eine Garantie für die ordentliche Verwaltung ihres Vermögens zu bieten, die Festsetzung bestimmter, vom jeweiligen Ertrag zurückzuhaltender Beträge immer noch die am Nächsten liegende ist. Daß die stillen Reserven wesentlich werthvollere Bestandtheile des Gesellschaftsvermögens sind als die offenen, ist durch Beispiele leicht zu erweisen. Die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft besitzt in ihren Beteiligungen, die sämmtlich sehr niedrig zu Buch stehen, stille Reserven, die allein schon einen großen Theil des Aktienkapitals ausmachen. Effekten und Waaren, die nur zum Anschaffungs- oder Herstellungspreis in die Bilanz eingestellt sind, enthalten oft sehr erhebliche stille Reserven, wenn der Verkaufswert beträchtlich über den Buchwert hinausgeht. Auch Konfortalbeteiligungen, die schon abgewickelt, aber noch nicht abgerechnet sind, bergen nicht selten solche Reserven. Ist eine Transaktion dieser Art mit 100000 Mark in der Bilanz bewerthet, aber zum fünffachen Betrag abgewickelt worden, so darf sie nicht eher mit dieser Summe in der Bilanz erscheinen (also: dem Gewinn zugetheilt werden), als bis das Geschäft regulär abgewickelt ist. Ein Beispiel: der Verkauf von Kohlenfeldern der Internationalen Vohrgesellschaft, der dem Schaaffhausenschen Bankverein und der ihm verbündeten Dresdener Bank einen außergewöhnlich großen Gewinn brachte; dieser Gewinn darf noch nicht in die diesjährige Bilanz gestellt werden, weil das Geschäft zwar abgewickelt ist, die endgiltige Verrechnung aber erst nach Erlegung des Kaufpreises erfolgen kann. Solche stille Reserven haben mit den offenen Reservefonds eben so wenig zu thun wie der Prämienreservefonds der Versicherungsgesellschaften, von dem das Privatversicherungsgesetz sagt, daß er in Geldern, Wertpapieren, Urkunden u. s. w. anzulegen, von jedem anderen Vermögen gesondert zu verwalten, am Sitz des Unter-

nehmens aufzubewahren und daß im Konkursfall der Umfang des vorhandenen Prämienreservefonds festzustellen sei. Dadurch wird deutlich zum Ausdruck gebracht, daß es sich hier nicht um einen nur rechnerisch wichtigen Bilanzposten, sondern um etwas Vorhandenes, um Vermögen handelt.

Die Reservefonds sollen Mittel für unvorhergesehene Fälle bereit halten. Wenn eine Aktiengesellschaft Verluste hat, werden sie aus dem Reservefonds gedeckt, so weit er dazu ausreicht; später muß der Fonds natürlich neu aufgefüllt werden. Nun giebt es aber Unternehmen, die chronisch an Unterbilanzen kranken und bei denen deshalb die Reservefonds aufgezehrt sind und bleiben. Hier zeigt sich der geringe Werth der bloßen buchmäßigen Reserven: wäre nämlich ein greifbarer Fonds vorhanden, so könnten neue Betriebsmittel zunächst ihm entnommen werden und man hätte die Möglichkeit, die Unterbilanz zu tilgen, ohne sich von Neuem an die Aktionäre wenden oder eine Anleihe aufnehmen zu müssen. Statt so zu thun, verschiebt man nur die Pfiffe in der Bilanz; dadurch wird natürlich weder der Geschäftsgang noch der Vermögensstand der Gesellschaft besser. Kein Vorsichtiger kann behaupten, die im Verhältnis zu der Gesamtziffer deutscher Aktienunternehmen ja nicht sehr große Zahl der Zusammenbrüche hätte sich wesentlich verringert, wenn die Reservefonds gesondert angelegt und verwaltet worden wären; aber gerade bei diesen Katastrophen hat sich gezeigt, daß der herrschende Modus von Vollkommenheit weit entfernt ist. Der Prozeß der Leipziger Bank bot darüber lehrreiches Material. Bei der Negrestklage, die einige Aktionäre gegen den Aufsichtsrath erhoben hatten, kam zur Sprache, daß das Gesetz für die Verpflichtung des Aktionärs eine bestimmte Grenzlinie zieht; es beschränkt die Haftpflicht auf das eingezahlte Aktienkapital. Deshalb, so wurde weiter argumentirt, könne zweifelhaft sein, ob auch nur der Reservefonds als ein „Separatvermögensobjekt“ für die Gläubiger mit Beschlagnahme belegt werden dürfe. Welche Verwirrung der Begriffe! Hier wird also der Reservefonds als ein eigenes, besonderes Vermögensobjekt betrachtet, obwohl er nur auf der Passivseite der Bilanz erscheint und ohne Weiteres im Geschäftsbetrieb mitverwendet wird, also weder gesondert angelegt noch gesondert verwaltet ist. Leipziger Bank und Trebergesellschaft hätten wohl auch Konkurs angefangen, wenn der Reservefonds in Effekten oder in Bargeld angelegt gewesen wäre; die Auffassung der Rechtsanwülte bekam also nie praktische Bedeutung. Daß sie überhaupt aber entstehen konnte, ist, bei aller Unerfahrenheit, die den Juristen gerade in Bilanzfragen eigen zu sein pflegt, ein Beweis für Mängel im System. Der Fall der Leipziger Bank liefert noch ein anderes Beispiel. In ihrer Konkursbilanz stand unter den Passiven ein Beamtenpensionfonds mit 868984 und ein Beamten-Unterstützungsfonds mit 96570 Mark. Das sind auch „offene Reserven“; erst nach den Bankzusammenbrüchen wurden solche Fonds vielfach in gedeckte und besonders verwaltete Posten umgewandelt. In der Bilanz der Leipziger Bank aber hatten sie nur den Zweck, eine genaue Berechnung der Konkursdividende zu ermöglichen.

Deutlich zeigt sich die durch die Reservefonds geschaffene Unklarheit bei der Neuausgabe von Aktien. Das Agio, also die über den Nennbetrag der Aktien hinausgehende Summe, muß, nach gesetzlicher Bestimmung, dem Reservefonds zufließen. Nehmen wir nun an, eine Aktiengesellschaft, deren Grundkapital 20 Millionen Mark beträgt, will dieses Kapital um 10 Millionen erhöhen. Die neuen Aktien werden einem Konjunktium zu 150 Prozent übergeben; 5 Millionen müßten also dem Reservefonds

überwiesen werden. Da aber keine Bestimmung zwingt, im Reservefonds dieses Agio in irgendwelchen Werthen anzulegen, so wird es ganz einfach dem Gesellschaftsvermögen einverleibt und kommt mit in den Geschäftsbetrieb. Das heißt: die Gesellschaft hat in Wirklichkeit nicht 10, sondern 15 Millionen Mark neues Geld bekommen. Die meisten Aktionäre achten darauf nicht; sie wissen höchstens, daß das Agio in den Reservefonds gehört, nicht aber, daß dieser Fonds nur ein rechnerischer Begriff ist, das Aufgeld also in Wirklichkeit genau so ins Geschäft fließt wie der offiziell aufgenommene Mehrbetrag. Ginge es bei den Emissionen peinlich korrekt zu, so müßte gesagt werden: Die Gesellschaft braucht (um bei dem erwähnten Beispiel zu bleiben) 15 Millionen, die sie sich durch Ausgabe von 10 Millionen Mark Aktien zum Kurs von 150 Prozent beschaffen will. Wenn das Gesetz vorschriebe, daß der Reservefonds in festverzinslichen Werthen anzulegen sei, so müßten die 5 Millionen des Aufgeldes gesondert bleiben und die Gesellschaft wäre gezwungen, wenn sie wirklich 15 Millionen und nicht nur, wie sie angegeben hat, 10 Millionen braucht, 15 Millionen neue Aktien zu emittieren. Dadurch würde natürlich das Kapital mehr verwässert und deshalb ließe sich gegen diese Maßregel Mancherlei sagen. Mit offenen Reserven werden manchmal die merkwürdigsten Kunststücke gemacht. Wie im Kaleidoskop wechseln, zum Beispiel, die Zusammenstellungen in der letzten Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft. Da wird nämlich eine „besondere Reserve für die Effekten- und Konfortialbestände“ in Höhe von 2,50 Millionen und die „besondere Kontokorrentreserve“ im Betrag von 1,07 Millionen dem „gesetzlichen Reservefonds“ überwiesen, der sich dadurch von 25,51 auf 29 Millionen erhöht. Hier verschwinden also zwei besondere Reserven, um in einem gesetzlich vorgeschriebenen Reservefonds aufzugehen; da dieser Fonds in Wirklichkeit aber nicht vorhanden ist, so stellt sich das Ganze nur als eine buchmäßige Umschreibung bar, deren Zweck ist, zu zeigen, daß die Kontokorrentdebitoren und die Effekten- und Konfortialbestände der Berliner Handelsgesellschaft jetzt nicht mehr besondere Rückstellungen erfordern. Außerdem ist die Wirkung auf den Unbeangenen wohl größer, wenn der gesetzliche Reservefonds allein 29 Prozent des Grundkapitals ausmacht, als wenn erst die „Gesamttreserven“ diese Quote ergeben. Das sind kleine Eitelkeiten, die um so harmloser wirken, je geringer die Bedeutung des Reservefonds ist. Auch der Abschluß der Kommerz- und Diskontobank liefert brauchbares Material. Das Institut hat im Jahr 1905 die Verschmelzung mit der Berliner Bank durchgeführt. Das Aktienkapital wurde zu diesem Zweck von 50 auf 85 Millionen erhöht und der Ueberschuß, der sich aus dem Geschäft ergab, mit dem Aufgeld dem Reservefonds zugeführt. Daß durch die Ueberweisung dieser rund 4 Millionen der Fonds sich auf 11,90 Millionen, also 14 Prozent des Aktienkapitals, erhöhte, ist für das Urtheil über die Wirkung der Transaktion weniger wichtig als die Thatfache, daß die Liquidität der Bilanz sich verringert hat. Man pflegt jedoch die Aufmerksamkeit der Interessenten auf das Nebenmäßliche, die Vergrößerung des Reservefonds, zu lenken, um das weniger Erfreuliche, die stärkere Anspannung der liquiden Mittel, besser verhallen zu können.

Unter den verschiedenen Arten offener Reserven bietet die Disagioreserve bei den Hypothekendarlehenbanken den greifbarsten Vortheil. Wenn ein Pfandbriefinstitut seine Obligationen über Pari zurückkauft oder unter Pari verkauft, so entsteht für die Bank ein Verlust, das sogenannte Disagio, dem wiederum die Beträge, die aus

dem Verkauf von Pfandbriefen über Pari oder dem Rückkauf unter Pari entstehen, als Agio zu Gut kommen, wenn diese Agiogewinne der Disagiorreserve zugeführt werden. Agiogewinne und Disagioverluste werden vor der Einstellung in die Bilanz natürlich gegen einander aufgerechnet, so daß nur die überschießenden Beträge in der Bilanz stehen. Diese Konten erscheinen unter verschiedenen Bezeichnungen in der Vermögensaufstellung: als „Pfandbrief-Agio-Konto“; als „Rückstellung des Disagios aus zurückgekauften Papieren“ neben einander; oder als „Disagio-Reserve.“ Das Hypothekendarlehensgesetz giebt für das Agio einzelne Ausnahmestimmungen, wie sie für das Aufgeld bei Neuemissionen gelten. Wir haben gesehen, daß das bei der Neuausgabe von Aktien entstehende Agio dem Reservefonds zugeführt wird. Bei Hypothekendarlehenen muß das Emissionaufgeld nicht unter allen Umständen und in seiner ganzen Höhe als Passivposten in die Bilanz eingestellt werden. Ein Zwang besteht nur, wenn die Bank auf das Recht verzichtet, ihre Pfandbriefe zu jeder Zeit zurückzuzahlen. Aber auch wenn ihre Schuldverschreibungen unkündbar sind, muß das Agio nur so weit als Bilanzposten vorgetragen werden, wie es den Betrag von einem Prozent des Nennwerthes der Pfandbriefe übersteigt, durch deren Ausgabe das Agio entstand. Ein Prozent des Agiogewinnes ist also im Jahr der Emission schon frei verfügbar. Diese Ausnahme ist berechtigt, weil dem Reingewinn eine gewisse Entschädigung für die Heranziehung zu den Kosten der Emission geboten werden soll. Jedenfalls bietet eine Disagiorreserve den Vortheil, daß Kursverluste auf Hypothekendarlehenen nicht aus den laufenden Erträgen gedeckt zu werden brauchen; die Aktionäre haben also eine gewisse Sicherheit für die Stabilität des Kurses und der Rente ihrer Aktien.

Sehr deutlich wird der Unterschied zwischen einem bloßen Buchungsposten und einem wirklichen Aktivum bei den „Erneuerungsfonds“, die in Industriegeellschaften eine große Rolle spielen. Jedes Unternehmen, das mit Maschinen arbeitet, muß Jahr vor Jahr besondere Abschreibungen machen, weil der Werth der Maschinen sich von Jahr zu Jahr verringert. Die Abschreibungen können nun so erfolgen, daß man das Maschinenkonto mit dem vollen Betrag auf die Aktivseite setzt und unter den Passiven einen „Erneuerungsfonds“ erscheinen läßt, der den Mindertwerth der Maschinen gegenüber dem Buchwerth darstellt; oder so, daß man das Maschinenkonto selbst alljährlich niedriger in die Bilanz einstellt. Entweder: Maschinenkonto 100 000, Erneuerungsfonds 20 000; oder einfach: Maschinenkonto 80 000 Mark. Der Erneuerungsfonds zeigt also hier nur an, wie hoch die Entwertung des Aktiumpostens oder, mit anderen Worten, wie weit der angegebene Buchwerth Scheinwerth ist. Von diesem nur für die Bilanz brauchbaren Erneuerungsfonds unterscheidet sich der „angelegte Erneuerungsfonds“, der seinen Gegenwerth unter den Aktiven in einem als „Effekten des Erneuerungsfonds“ bezeichneten Posten findet. Dieser Fonds verdient seinen Namen mit Recht; denn er repräsentirt einen Fundus, einen Vermögenswerth, der dazu dient, die zur Beschaffung von neuen Maschinen oder Ersatzanlagen nöthigen Mittel zu liefern. Zweierlei ist, ob eine Gesellschaft nur für die erforderlichen Abschreibungen auf ihre Betriebsmittel sorgt oder ob sie Fonds verfügbar hat, mit deren Hilfe sie neue Maschinen kaufen und die alten repariren lassen kann. Dieses Beispiel macht den wesentlichen Unterschied klar, der zwischen einem nur nominellen und einem wirklich greifbaren Reservefonds besteht.

Auf das sozialpolitische Gebiet hinüber reicht der Beamtenpensionfonds, mit

dem leider oft Unfug in den Bilanzen getrieben wird. Viele Aktiengesellschaften haben für ihre Beamten Pension- und Unterstützungsfonds eingerichtet, die aber nur in Ausnahmefällen gesondert verwaltet werden; meist sind es bilanzmäßige Posten, wie der gesetzliche Reservefonds. Die Angestellten haben ja kein Recht auf Pension und Unterstützung; dem Gwidanken der Verwaltung ist überlassen, wen und in welchem Umfang sie aus den Fonds bedenken will. Da außerdem die „Rücklagen“ für die Beamten zur Verfügung der leitenden Gesellschaftorgane bleiben, so können sie, im Nothfall, auch zu anderen Zwecken, etwa zur Zahlung von Dividende, verwendet werden, ohne daß die Angestellten sich dagegen sträuben dürfen. So lange nicht allgemein bestimmt wird, daß an die Stelle der oft recht unzugänglichen Pensionfonds richtige Pensionkassen treten, ist keine Sicherheit geboten, daß diese Posten nicht auch zur Bilanzverschleierung oder mindestens zur Bilanzverschönerung dienen. Daß die Steuerbehörde die Beträge, die für den Pension- oder Unterstützungsfonds ausgeworfen sind, jetzt mit zur Steuer heranzieht, hat seinen Grund in dem nicht scharf ausgeprägten Charakter dieser Rückstellungen. Wenn alle Aktiengesellschaften ihren Angestellten einen rechtlichen Anspruch auf Pension gäben, mußten die in Frage kommenden Fonds stets bereit gehalten werden und die Gesellschaften könnten verlangen, daß die alljährlich den Pensionkassen zugeführten Beträge als abzugsfähige Betriebskosten von der Steuer befreit blieben. Da solcher Anspruch aber sehr selten gewährt wird, hat das Oberverwaltungsgericht seine Auffassung, die sich früher der Steuerfreiheit zuneigte, geändert und entschieden, daß die den Unterstützungsfonds zugewiesenen Beträge mit versteuert werden müssen. In der Berliner Handelsgesellschaft wird die Pensionkasse der Angestellten gesondert verwaltet. Das zeigt schon die Bilanz, da hier auf der Aktivseite ausdrücklich die Effektenbestände, aus denen sich der Vermögensbestand der Kasse zusammensetzt, angegeben sind. Damit werden diese Effekten der Verwaltung entzogen und bleiben ihrem eigentlichen Zweck ungefährdet erhalten. Der Schaaffhausensche Bankverein hat keine Angestellten beim Deutschen Privatbeamten-Verein in Magdeburg versichert; auch bei anderen Instituten bestehen Einrichtungen, die größere Sicherheit bieten als die einfachen Pensionfonds. Daß diese Fonds im Betrieb der Bank mitarbeiten, ist ein unbestreitbarer Nachtheil, selbst wenn die Institute an sich so gut fundirt sind, daß eine Verwendung zu anderen als den eigentlichen Zwecken beinahe ausgeschlossen erscheint. In der Diskontogesellschaft besteht ein „eiserner Fonds“ für die Angestellten, der die Hälfte jeder Lantieme aufnimmt und mit 5 Prozent verzinst. Den Angestellten wird also immer nur der halbe Betrag ihrer Lantieme ausgezahlt; den im „eisernen Fonds“ befindlichen anderen Theil mit 5 Prozent Zinsen fürs Jahr erhalten sie erst, wenn sie aus der Bank scheiden. Diese Einrichtung könnte man sich gefallen lassen, wenn der Gedanke nicht unangenehm wäre, daß die Gesellschaft mit diesen Geldern ihrer Beamten arbeitet und dabei wahrscheinlich mehr als 5 Prozent Zinsen jährlich verdient.

Um den Reservefonds die Bedeutung zu geben, die sie nach dem Sinn des Gesetzes eigentlich haben sollen, ist von Sachleuten (nicht nur von Theoretikern wie Barschauer) vorgeschlagen worden, daß die Reserven in sicheren Werthen angelegt werden sollen; in den Bilanzen hätte auf der Passivseite dann ein Reservekonto und auf der Aktivseite ein Reservefonds in gleicher Höhe zu erscheinen. Gegen diese Art der Anlage könnten zwei Bedenken sprechen: erstens die Gefahr, die für die Indu-

strie mit ihren auf die Banken angewiesenen Kreditansprüchen entstände, wenn die Institute die für die Reserve bestimmten Beträge, die allein bei vierzig deutschen Banken Ende 1904 rund 450 Millionen Mark ausmachten, aus ihrem Geschäftsbetrieb zögen und festlegten; und zweitens die Schwierigkeit, die sich bei dem Verkauf von Reservefonds-Effekten ergäbe, wenn viele Aktiengesellschaften zu gleicher Zeit gezwungen wären, ihre Bestände zu realisieren. Außer der schweren Veräußerlichkeit der Papiere bei einem Massenangebot käme noch die Verschlechterung des Kursstandes und die Beeinträchtigung des inneren Wertes der auf den Markt geworfenen Anleihen und Pfandbriefe in Betracht. Trotzdem wäre eine Reform denkbar, wenn sie sich zunächst auf die Forderung beschränkte, daß der gesetzliche Reservefonds bis zum zehnten Theil des Grundkapitals in ganz sicheren Papieren angelegt werden und unantastbar bleiben muß. Schon damit wäre dann viel erreicht. L a d o n.



Notizbuch.

Was berliner Ereigniß der ersten Märztag war das Gastspiel des moskauer Künstlerischen Theaters. Sehr merkwürdig. Aus dem Glande der Barbarei (so sollen wir, nach dem Gebote der Oeffentlichen Meinung, ja das Harenreich sehen) kam eine Truppe, deren Spielkunst keinen Wunsch unerfüllt läßt; die modernste Technik beherrscht; die heißeste Leidenschaft und die leiseste Seelenregung durch Wort und Geberde zu zwingendem Ausdruck bringt. Diese Leute sprechen vorzüglich und meistern ihren Körper wie ein Virtuose sein Instrument. Nie wird die Bescheidenheit der Natur überschrien, nie aber auch die Hitze in Reflexion gekühlt. Ein Regisseur, der sich nie applausfüchtig vordrängt, hat die Farben zu wunderbarer Einheit abgestimmt, für den passendsten Rahmen gesorgt und der starken Persönlichkeit stets den nöthigen Lustraum gelassen. An solchen Persönlichkeiten fehlt es nicht, trotzdem „naturalistisch“ gespielt wird. Herr Stanislawskij ist einer der großen Bretterkönige, deren man, auf allen Bühnen Europens, während eines Menschenlebens kaum ein Halbduzend sieht. Und seine Mitspieler sind von so ansehnlichem Wuchs, daß er nicht vereinsamt scheint. Genug für heute. Ueber dieses Gastspiel wird noch Mancherlei zu sagen sein; es ist wirklich ein Ereigniß. Deshalb wollte ich, ehe die Spielzeit verstreicht, darauf hinweisen. Auch die Politiker sollten sich diese Aufführungen ansehen. Vielleicht käme ihnen die Erkenntniß, daß ein Volk, in dem solche Literatur und solche Bühnenkunst wachsen konnte, immerhin Etwas wie eine Kultur haben muß. Nur ist's eine, die sich von unserer, der europäischen, wesentlich unterscheidet. Worin? Das Gastspiel der Moskowiter lehrt's selbst den Wilden auf dem Zukunftsweg verstehen.

* * *

Vor zwölf Jahren schrieb mir Herr Leuß, der in Hannover eine antisemitische Zeitung redigirte, er habe in der „Zukunft“ objektive Urtheile über den Antisemitismus gefunden und hoffe deshalb, daß ich auch ihn, der seit dem Jahr 1882 für die antisemitische Bewegung thätig sei, über dieses Thema reden lassen werde. Das that ich; und nahm bald danach noch einen kleinen Artikel über Preßprozesse von ihm an. Im Herbst des selben Jahres wurde er wegen Meineides zu drei Jahren Zuchthaus und fünfjährigem Ehrverlust, später wegen Verleitung zum Meineid noch zu einer Zusatzstrafe verurtheilt. Ich kannte den Mann nicht und sein politisches Wirken konnte mir nicht behagen. Doch der

Reineid ward in einem Ehebruchsprozeß geleistet, das Erkenntniß, das dem Verurtheilten eigensüchtige Motive zusprach, schien mir mangelhaft begründet und hart (Reineid kann, wenn mildernde Umstände vorliegen, auch mit Gefängniß bestraft werden): und so trat ich öffentlich für den aus der Bürgergemeinschaft Gestohlenen ein. An sichtbarer Stelle wohl ziemlich als Einziger. Aus dem Zuchthaus schrieb Herr Leuß an mich. Er habe die Zuversicht, daß ich einen Geächteten nicht abweisen und ihm erlauben werde, auch in der „gelben Jade“ mir seine Hochachtung auszusprechen. Schilderungen seines Seelenzustandes folgten. Er habe auf die *justitia civilis* stets wenig Gewicht gelegt und nun eingesehen, „daß die sittliche Durchschnittsqualität des Zuchthäuslers eine höhere ist als die der Kulturmenschen insgesammt.“ Er klagte über bedenkliche Symptome eines Lungenleidens, hoffte aber, „eine naturwissenschaftliche Entdeckung von großer Tragweite“ der Welt noch mittheilen zu können. Briefe eines psychisch Leidenden, der die Distanz zu sich selbst und zu den Vorgängen verloren hatte. Wer nicht daran gewöhnt ist, entschließt sich nicht ganz leicht zur Korrespondenz mit einem im Zuchthaus Internirten. Die Aufsichtbehörde liest und registriert die Briefe; und die Gewißheit, daß der Verkehr mit einem der Ehrenrechte Beraubten kontrollirt wird, ist nicht sehr angenehm. Aber der Mann hoffte auf einen tröstenden Widerhall seiner Stimmung; durfte ich ihn enttäuschen, weil er mir persönlich unbekannt, sein Wirken als politischer Journalist mir ärgerlich war? Den sogar von den Parteigenossen Aufgegebenen aus Bequemlichkeit enttäuschen? Ich antwortete; und er dankte mir „von Herzen“ für meine „wohlwollenden Briefe“. Im Juni 1902 wandte er sich wieder an mich. Die Polizei habe ihn aus Berlin und dessen Vororten ausgewiesen, er möchte gegen diese Ausweisung öffentlich protestiren, siehe aber zu keinem großen Blatt in Beziehung; ob ich ihm den nöthigen Platz einräumen wolle. Ja. Der Protest erschien in der „Zukunft“; und Herr Leuß lebt seitdem unangefochten in oder bei Berlin. Im Oktober 1903 erschien sein Buch „Aus dem Zuchthaus“. Der Verleger bat mich, vor der Versendung ein paar Seiten daraus abzudrucken und es der Beachtung zu empfehlen. Das konnte ich, wie die Lecture der Druckbogen mich lehrte, mit gutem Gewissen thun; that es gern und weiß, daß diese Empfehlung (der ich in einem in zwanzigtausend Exemplaren gedruckten Heft Raum schaffte) die Verbreitung des Buches beschleunigt hat. Daß der Autor nicht selbst das einführende Wort erbeten hatte, durfte mich nicht wundern: er war zur sozialdemokratischen Partei übergetreten und Bebel und Genossen hatten im September 1903 auf dem dresdener Parteitag gegen mich gewüthet.

Im Mai 1905 wurde mir, „zur gefälligen Besprechung“, ein kleines Buch geschickt, das Herr Leuß über den wegen Urkundenfälschung zu Zuchthausstrafe verurtheilten Freiherrn Wilhelm von Hammerstein veröffentlicht hatte. Ich konnte es nicht loben, beurtheilte es aber mit merkbarerem Wohlwollen als alle mir bekannten Kritiker, nannte es sogar, trotz allen Fehlern und Fälschigkeiten, „lesenswerth“. Der Getadelte antwortete, in der sozialdemokratischen Wochenschrift „Europa“, in höhnischem, verächtlichen Ton. Als er ausgewiesen werden sollte, nannte er mich den Einzigen, von dessen Unabhängigkeit und Unparteilichkeit er hoffen könne, sie werde ihn in dieser Sache zum Wort kommen lassen. Als ich seine Hammerstein-Apologie (milder als hundert deutsche Blätter) getadelt hatte, war ich eine „Marionette“, auf deren Drahtlang er von seiner Höhe lächelnd herabsah. Die Antezedentien unseres Verkehrs traten mir ins Bewußtsein, die seltsame Art, sich dankbar zu erweisen, empörte mich und ich gebrauchte bei der Abwehr dieser absichtlich verletzenden Antikritik ein paar derbe Ausdrücke; lange nicht so derbe freilich, wie die Parteigenossen des Herrn Leuß sie im Alltagsverkehr anzuwenden pflegen. Ein Journalist hatte

wir gesagt, ihm, der den Verfasser gut kenne und, trotz manchen Schrullen, gern habe, sei der Unwerth des Buches leicht erklärlich. Hammerstein habe auf den jüngeren Mann offenbar so stark gewirkt, daß er ihm noch jetzt als ein staatsmännisches Talent ersten Ranges und als ein Märrtyrer erscheine. So sei der sonderbare Kollege immer. Ganz von persönlichen Eindrücken bestimmbar. Auch für den Geheimrath Ehrhardt, den Leiter der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik, so eingenommen, daß er überzeugt sei, nur die Uebermacht der Firma Krupp hindere den Sieg des Düsseldorf'er Konkurrenten. Zu vielen Artikeln habe er für Ehrhardt gegen Krupp gekämpft. Das mißfiel mir nicht. Ich habe selbst schon einen Artikel aufgenommen, der Düsseldorf gegen Essen vertheidigte, und mich immer nur geweigert, persönlich in diesem Kampf Stellung zu nehmen. Wer da urtheilen will, muß von Beruf Finanzkritiker und Waffentechniker sein und genau wissen, was an der Ruhr, am Rhein und im Creuzot geleistet wird. Als ich den Angriff des Hammersteinbiographen abwehren mußte, erinnerte ich mich des Gesprüches und schrieb, im Geschäftsbetrieb der Metallwaarenfabrik, für die er mit schönem Eifer eintrete, möge Herr Leuß Bescheid wissen; was er über Bismarck und Waldersee, Hammerstein und Ströcher vorgebracht habe, sei nicht ernst zu nehmen. Womit, ich wills nicht leugnen, der Zweifel angedeutet werden sollte, ob ihm nicht etwa auf beiden Gebieten die nöthige Sachkenntniß fehle. Diese Notiz erschien am dritten Juni 1905. Drei Tage danach rief der Redakteur der sozialdemokratischen Wochenchrift mich telephonisch an und erbat meinen Rath. Herr Leuß behaupte, von mir beleidigt, der Bestechlichkeit geziehen zu sein, und dränge den Redakteur, eine Erklärung aufzunehmen, die wiederum mich als bestechlich verdächtigte. Unter diesen Umständen, sagte ich, darf ich Ihnen von der Aufnahme der Erklärung nicht abrathen. Uebrigens ist mir nie eingefallen, Ihren Mitarbeiter für korrupt zu halten; und wenn ich gar die Absicht gehabt hätte, ihm öffentlich, wie ers nennt, den Vorwurf der Korruption zu machen, dann hätte ichs mit der Deutlichkeit gethan, die mir in solchen Fällen stets wünschenswerth schien. Diesen Satz fügte der Redakteur der Erklärung seines Mitarbeiters an, die, am achten Juni, mittheilte, er habe die Privatklage gegen mich eingereicht. Am siebengehnten Juni sagte ich in der „Zukunft“, Herr Leuß behaupte, ich hätte ihm „den Vorwurf der Korruption“ gemacht. „Natürlich ist mir nicht eingefallen, ihm diesen Vorwurf zu machen. Wenn ich ihn für bestechlich, von der Metallwaarenfabrik bestochen hielt, hätte ich mich mit seiner Literatur nicht erst lange abgegeben. Er kündigt aber auch, er habe mich verklagt, „um die Legitimation des Herrn Harden zu einem solchen Vorwurf gegen mich feststellen zu lassen.“ Und erzählt seinen Freunden, er habe schon absolut sicher festgestellt, daß ich bestochen, gekauft, von Banken mit einem Gewinn von siebenzehntausend Mark bei irgendwelchen Geschäften betheiliget worden sei. „Wenn nicht sechs Bankdirektoren und Profuristen Meincide leisten, ist Harden ein toter Mann.“ Requisiteat in pace. Einen Mann, der sich so spottbillig verkauft, muß Jedem verachten.* Zweimal also die öffentliche Erklärung: Sie irren, mein Herr; ich habe Sie nie für bestechlich oder bestochen gehalten. Das konnte jedem Anspruch genügen, selbst wenn mein ironisches Sätzchen wirklich (was kein Unbefangener zugeben wird) so arg mißdeutbar gewesen wäre.

Sechs Wochen nach der zweiten Erklärung wurde die Klage eingebracht. Der sozialdemokratische Journalist, der für die „Freiheit des Wortes“ sich und publizistische Äußerungen vor gerichtlicher Ingerenz bewahrt sehen will, hatte in meiner Abwehnotiz, der Antwort auf seine Beleidigung, jedes harte Wörtchen inkriminirt. Kein gutes Beispiel. Wegen formaler Beleidigung sollten Journalisten (und gar Genossen) niemals klagen; mit welchem Recht dürften sie sonst einen empfindlichen Minister oder Schutzmann

tadeln? Von meiner „Qualifikation“ und den siebenzehntausend Mark keine Silbe. Auch nicht in dem zweiten Schriftsatz, der mir fast fünf Monate nach meiner Klage-Erwidernug zugestellt wurde. Erst dieser Schriftsatz verrieth, wie der Kläger zu seiner Mißdeutung meiner Worte kommen konnte. Er sei, hieß es, „im Kreis berliner Literaten vielfach“ verdächtigt worden, für die Metallwaarenfabrik nicht uneigennützig einzutreten. Das war recht leichtfertig, recht häßlich von den „berliner Literaten“; geht mich aber nicht an. Ich kenne aus diesem Kreis kaum ein Halbdutzend Personen, sehe auch die nur alle paar Jahre einmal flüchtig und erfahre von ihrem Reden und Trachten nicht das Geringste. Ich konnte die fernste Möglichkeit eines Mißverständnisses beseitigen, kann aber nicht an dem Versuch mitwirken, einen nicht von mir, sondern „im Kreis berliner Literaten“ ausgesprochenen Verdacht zu entkräften. „Mir ist der Gedanke, daß ein Mensch die Feder, mit der er für die Oeffentlichkeit schreibt, verkauft, schwer sagbar. Ich kenne nicht viele ruchlosere Verbrecher. Und mit einem Menschen, den ich in solchem Verdacht habe, würde ich mich nie anders beschäftigen als zu dem Zweck, ihn unschädlich zu machen.“ Das mußte nun endlich doch das Stichwort für die Qualifikation und die siebenzehntausend Mark sein. Die Verhandlung wurde auf den neunten Februartag angesetzt. Als sie beginnen sollte, überreichte der Kläger einen neuen Schriftsatz. Die Verhandlung konnte also nicht eröffnet werden. Trotzdem der Schriftsatz weder dem Gericht noch dem Beklagten bekannt war, las ich ein paar Stunden danach in den Zeitungen, er biete den Beweis an, „daß das Verhalten Gardens in einer Affaire der Berliner Handelsgesellschaft und der Aktiengesellschaft Hörting nicht einwandfrei gewesen sei.“ Dabei ließ sich Allerlei denken. Ein finster Herr schrieb denn auch noch am selben Tag, nach der Andeutung des informirten Gerichtsberichterstatters, einen Artikel (der mir dann aus Petersburg, Zürich und anderen Städten zugesandt wurde) über den Fall Garden. Er hatte die Güte, an meine Bestechlichkeit nicht zu glauben. „Den Eindruck macht der Mann nicht. Selbst wenn seine Gegner, deren er sehr heftige hat, ihm nicht die Ehrenhaftigkeit, so müssen sie ihm doch die Klugheit zutrauen, daß er auf durchaus reine Hände hält.“ Rechnete dann aber doch mit der Möglichkeit, daß „sehr viele und sehr hohe Persönlichkeiten Grund zu Dankgebeten bekämen.“ Niedlich, so erdriert zu sehen, ob man ein Spitzbube ist.

Auf dem Heimweg von Moabit hatte ich nun den Schriftsatz gelesen, der, genau acht Monate nach der vagen Verdächtigung, endlich die Bestechungsgeschichte brachte. Herr Garden hat in der Hibernia-Angelegenheit der Berliner Handelsgesellschaft große Dienste geleistet. Dafür ist er an der Hörting-Emission theilhaftig worden. Das war so gut wie bares Geld. Nur bevorzugte Kunden, die freiwillig eine Sperrverpflichtung übernommen hatten, bekamen Aktien. „Herrn Garden wurde ein großer Posten zugetheilt und der hohe Agiogewinn alsbald gutgeschrieben. Den Angestellten der Bank wurde durch einen besonderen Befehl Stillschweigen auferlegt. Einige der Herren konnten aber ihrer Entrüstung kein Stillschweigen gebieten und haben gelegentlich Andeutungen gemacht, aus deren Kombination sich der komplette Sachverhalt ergab. Dieses Verhalten des Beklagten ist als Korruption anzusehen.“ Herr Zeuß hat erklärt, die Vorgänge seien ihm schon im Mai 1905 bekannt gewesen. Und erst nach neun Monaten bringt er sie ans Licht; erst, als die Hauptverhandlung beginnen soll. Ich darf nicht annehmen, daß der Wunsch, die Beschuldigung mit möglichst geringer Gefährdung seiner Person auszusprechen, ihn getrieben habe, eine durch meine Erklärungen völlig erledigte Sache zum Gegenstand eines Privatklageverfahrens zu machen. An seiner Stelle aber hätte ich nicht so lange gewartet; einen Menschen, den ich für einen künstlichen Lampion hielte, nicht so

lange unangefochten an der Spitze einer von Hunderttausend beachteten Zeitschrift gelassen. Zunächst mich freilich um die Feststellung des Thatbestandes bemüht.

Der ist ungemein einfach. Im Herbst 1904 empfahlen mir der Abgeordnete Dr. Max Jänecke, der Schwiegerjohn des Geheimrathes Körting, und der auch den Lesern der „Zukunft“ bekannte Dr. Walther Rathenau, der mir seit zehn Jahren befreundet, seit vier Jahren Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft ist, während eines gemeinsamen Abendessens die nächstens zu emittirende Körting-Aktie als ein sicheres und gut verzinsliches Anlagepapier. Da ich Geld anzulegen hatte, folgte ich dem Rath und unterschriebte von den am vierten November 1904 öffentlich zur Zeichnung ausgelegten 8 Millionen Körting-Aktien 50000 Mark; durchaus im Rahmen meiner anderen Anlagen in soliden Industriepapieren. Ich bat ausdrücklich, meine Anmeldung nicht etwa als die eines Freundes, sondern wie jede andere zu behandeln, und erhielt die Versicherung, daß man mich wie alle die Leute behandeln werde, die der Emissionbank als kapitalkräftige, nicht spekulative Anlagekäufer bekannt seien. Am zehnten November wurde mir geschrieben, auf meine Anmeldung seien mir 30000 Mark zugetheilt worden. Wider Erwarten und Wunsch der Bank trieb die Spekulation den Kurs der Aktie von 135 auf 152. Mein Freund erzählte mir vierzehn Tage später, recht ärgerlich, von dieser Treiberei und jagte, ich solle mir die Frage vorlegen, ob ich das Papier zu diesem hohen Kurs gekauft hätte; sonst müßte ichs jetzt verkaufen. Der Rath war gut; denn heute steht die Aktie 10 Prozent unter dem Kurs der Emission. Meine Verkaufsordre wurde „börsenmäßig“ ausgeführt. Der Verkauf erfolgte in drei Theilbeträgen (beim größten Betrag zum Kurs von 150), ich erhielt jedesmal die Schlussnote mit Verrechnung und der 4622 Mark betragende Gewinn wurde am fünften Dezember auf mein Depositenkonto bei der Deutschen Bank eingezahlt, die mir den Eingang meldete. Ich hatte also ein zur Anlage erworbenes, durch die Spekulation wider alles Erwarten rasch im Kurs gesteigertes Papier mit einem weder für die damalige Hochkonjunktur noch für meine Vermögens- und Einnahmeverhältnisse irgendwie ungewöhnlichen Nutzen verkauft. Mir war weder ein besonders großer Posten zugetheilt noch ein „hoher Agiogewinn alsbald gutgeschrieben“ worden, sondern ich hatte vier Wochen nach der Emission meinen Aktienbesitz mit Nutzen realisiert; was ja wohl nicht ganz selten geschieht. Und natürlich war auch kein „Schweigebefehl“ ergangen; wozu denn bei einem typischen Geschäft, an dem die Bank und der Kunde profitirt? Ich hatte von der Handelsgesellschaft (dort mir befreundeter Direktor, nebenbei bemerkt, mit der Effektenabtheilung nichts zu thun hat) acht offizielle Schreibstücke, unter denen sechs verschiedene Namen standen, erhalten und die Schlussabrechnung war an die Deutsche Bank gegangen. Und trotzdem Schweigebefehl und Entrüstung? Ich weiß nicht, wie in Berlin bestochen wird; hatte aber immer gedacht, daß mans stiller abmache.

Ich bin in diesen Dingen pedantisch. Trotzdem ich im Direktorium einer Berliner Bank einen Freund, in dem einer anderen einen Bruder habe, lasse ich mein Kapital von der Deutschen Bank verwalten, von deren Chef ich keinen kenne, keinen je, wie doch mein Recht als Kunde wäre, um Rath gefragt habe. Jede erwiesene Gefälligkeit verpflichtet; und ich will den Bankgebiets nicht verpflichtet sein. Aber auch nicht geringere Rechte haben als andere Leute. Kann ich, so lange meine Mittel ausreichen, mich nicht an einer öffentlichen Subscription betheiligen, Aktien kaufen und verkaufen, wann es mir richtig scheint? Muß ich mich in unzulässiger Weise begünstigt fühlen, weil von etlichen Millionen freier Stücke auch mir ein paar tausend zugetheilt sind? Die ganze Sache war für mich unbeträchtlich. Einen Augenblick hat mirs wohl Spaß gemacht, auch einmal an der

Börse Geld zu verdienen. Aber was nicht Kötting, dann war es eben ein anderes Papier. Wer damals Geld disponibel hatte, mußte schließlich irgendwo mal profitieren. Das ist ja der einzige Trost für Einen, der jetzt auf seine entwerteten, viel zu schwer bezahlten Industripapiere blickt. Wenn ich mich für 4622 Mark (und 75 Pfennige) verkaufte, müßte ich nicht nur ein ausländiger Schuft, sondern ein Musterrindvieh sein. Schon die siebenzehntausend hatten selbst meinen Feinden nicht eingeleuchtet. Da man aber jede Gelegenheit zur Selbstkritik benutzen soll, habe ich mich immer wieder gefragt, ob ich in dem Lüdinghandel irgend Etwas gethan habe, das auch nur den empfindlichsten Sinn ärgern könnte.

Ich finde nichts (und Alle, denen ich die Frage vorlege, lachen mich wegen dieser Skrupel aus). Verstehe insbesondere nicht, was diese ganze Geschichte mit der „Zukunft“ zu thun haben soll. Ist hier für die Kötting-Emission Stimmung gemacht worden? Habe ich je einen Mitarbeiter im freisten Ausdruck seiner Ueberzeugung beschränkt, einen der Herren, die hier über Banken und Börse schreiben, gebeten, sein Urtheil auch nur um eine Nuance zu färben? Von Korruption kann doch nur die Rede sein, wo die Feder, die literarische Leistung bezahlt wird. (Ich glaube übrigens, daß solche Fälle heute viel seltener sind, als unluges Mißtrauen wähnt, und daß der Journalistenwitz Recht hat, der sagt: „Man wartet sein Leben lang täglich auf Einen, der bestechen will, und kein Einziger kommt.“ Bankdirektoren und Großindustrielle sind gegen Journalkritik so abgestumpft, daß sie kaum noch darauf achten. Die meisten Redakteure großer Blätter sind wohl auch klingenden Argumenten unzugänglich und schwache Seelen hieltel gewiß die Furcht zurück, für ein paar braune Scheine die ganze Existenz aufs Spiel zu setzen. Vestigia terræ. Der Inzeratenverkehr, der den Schreibern nichts einbringt, sorgt ja dafür, daß die Beziehungen der Großmächte sich nicht allzu sehr trüben.) Was ich mit meinem erarbeiteten Geld anfange, geht Keinen an; wenn ich mich in die wildeste Spekulation erwiderte, hätte kein Hinz und kein Kunz darob zu schmälen, könnte man höchstens sagen: Der Keel ist ein Jobber geworden. Injam und korrupt wäre das Treiben erst, wenn ich mein Blatt zur Stimmungsmache benutzen, mich für die Vertretung privater Geldinteressen bezahlen ließe. Das soll ja nun, nach der Behauptung des Herrn Leuß, in der berühmten Hibernia-Sache geschehen sein. Wer die Methode des Herrn Möller bekämpft hat, Der hat der Handelsgesellschaft „große Dienste geleistet“; Das ist das Fundament seiner Beschuldigung. Nun war ich damals nicht allein. Hundert Stimmen haben den mit einer heimlichen Kurstreibererei verknüpften Plan des Ministers heftig bekämpft; der Herausgeber der Deutschen Agrarzeitung so gut wie der des „Plutus“. Und in der Berliner Morgenpost hat Herr Leuß willkürliche Artikel gegen Herrn Möller veröffentlicht. „Die Kritiken, die der Minister hat einstecken müssen (von allen Seiten), waren einig in der Einschätzung der Ungeheuerlichkeit des Mannes. Das Verfahren des Ministers ist noch längst nicht scharf genug kritisiert worden; es erscheint als eine direkte Zuwendung von Millionen an einen dem Minister befreundeten Geschäftsmann. Durch das Hibernia-Projekt und die Art seiner Durchführung werden die Interessen der Steuerzahler und die öffentlichen Interessen überhaupt berührt und verletzt. Herr Möller ist durch die Hibernia-Geschichte unmöglich geworden. Herr Fürstenberg hat die Schlacht gewonnen und ist in aller Seelenruhe in die Ferien gegangen.“ Diese und viele ähnliche Sätze hat Herr Leuß geschrieben. Glaubte er, damit der Handelsgesellschaft einen Dienst zu leisten? Gewiß nicht. Warum aber, gestatte ich mir, zu fragen, muß es dann ein Anderer von sich geglaubt haben?

Ich wußte immer, daß ich der Bank, deren Interesse nach ganz anderen Zielen wies, keinen Dienst geleistet habe. Herrn Fürstenberg kannte ich damals noch gar nicht und mit

Rathenau stimmte ich, wie ich schon vor einem Jahr hier erzählen mußte, in wesentlichen Punkten nicht überein; auch war mein Ton ihm viel zu schroff. Doch haben wir Beide nie den Versuch gemacht, unsere auf vielen Gebieten divergirenden Ansichten in Einklang zu bringen. Auch in diesem Fall hat ich ihn, meine Artikel, die ihm und seinen Kollegen so unlieb seien, doch einfach nicht zu lesen; daß mir Jemand vertraue, ich schreibe nach des Freundes Diktat, brauche er nicht zu fürchten. Ende Oktober tadelte ich dann gar noch offen die Taktik der Hiberniartei. (Im November soll ich das Trinkgeld bekommen haben.) Die Prämisse des Herrn Leuß ist falsch und die Frage nach der Möglichkeit einer Korruption gar nicht erst zu stellen; denn die Handelsgesellschaft hatte mir nie Etwas zu vergüten. Zum Schutz der Hibernia hatten sich bekanntlich fünf große Bankhäuser verbündet: Deutsche und Darmstädter Bank, Bleichröder, Handels- und Diskontogesellschaft. Mühte ich nun, weil auch ich, von meinem Standpunkt aus, den ihnen lästigen Plan Möllers bekämpft hatte, die Emissionen dieser fünf Institute ängstlich meiden oder nur da zeichnen, wo sicher nichts zu gewinnen war? Dann mußten es auch die Besitzer der Vossischen Zeitung, des Tageblattes, der Morgenpost, die solche Zumuthung wohl belächeln würden. Ich nehme diese Dinge wirklich pedantisch ernst. Trotzdem ich das Plüschgen gleich nach seiner Geburt kennen lernte und bequem einen großen Posten Hibernia-Aktien kaufen konnte (an denen 80 bis 90 Prozent zu verdienen waren), habe ich nicht eine einzige gekauft, weil ich das Thema politisch behandeln und mich innerlich frei von jedem Interesse an der Zukunft der Bergwerksgesellschaft fühlen wollte. Daß ich aber auch, als die Sache schon erledigt war, nicht Körting-Aktien kaufen und, nach einer unerwarteten Kurssteigerung, verkaufen dürfte, nur weil eine Hibernia-Bank sie zur Zeichnung auflegte und ich gegen Möller & Co. ein paar Artikel geschrieben hatte: Das habe ich, mit nicht gerade tragischem Staunen, erst am neunten Februar 1906 vernommen.

Herr Leuß hatte beantragt, die Geschäftsinhaber der Handelsgesellschaft als Zeugen zu laden. Ich erwiderte, nach ausführlicher Darstellung des Sachverhaltes, diese Herren würden bekunden: Daß sie, weil nichts zu verschweigen war, nie einen „Schweigebefehl“ erlassen haben; daß sie nie Anlaß hatten, insbesondere nicht wegen meiner ihnen vielfach nicht genehmen, oft sogar recht unbequemen Hibernia-Artikel, mir, offen oder verdeckt, *prae-* oder *postnumerando*, irgend eine Zuwendung zu machen; daß sie das vom Kläger konstruierte Bestechungsmandat, nach ihrer Kenntniß meiner Person, meiner Stellung als Herausgeber und Besitzer der „Zukunft“, meiner Vermögenslage, als eine absurde und lächerliche Unmöglichkeit nie in Erwägung gezogen haben noch ziehen konnten. Als der Schriftsatz, der diese Sache enthielt, dem Kläger zugestellt war, erschienen in zwei berliner Zeitungen, deren Mitarbeiter Herr Leuß jetzt ist, Artikel, die „auf Grund eingezogener Erkundigungen“ meine Korruption in Häußlichschimmer glänzen ließen. Das eine Blatt ist mir bisher nicht vordr Auge gekommen; telephonisch wurde mir Etwas über den Inhalt erzählt. Das andere, „Die Welt am Montag“, wurde mir zugesandt. Da las ich: „Herr Garben hat zusehen müssen“; auch der Schweigebefehl war wieder Ereigniß. Wer den Inhalt einer Beschuldigung eine absurde und lächerliche Unmöglichkeit nennt und sich auf Zeugen dafür beruft, hat also „zusehen müssen“. Da nun zum zweiten Mal Värm geschlagen war, habe ich die Geschichte dieses Prozesses ausführlich erzählt; weil vielleicht Aelterlei daraus zu lernen ist und weil ich einem großen Leserkreis so früh wie möglich die Gelegenheit bieten wollte, über die Grundlage einer öffentlich ausgesprochenen Beschuldigung nach einer affektlosen, nüchternen Darstellung sich selbst ein Urtheil zu bilden.

Ueber Algeras sollte man jetzt nicht sprechen, bevor die Entscheidung gefallen ist. Für die Bilanz ist's noch zu früh und alles Gerede bleibt zwecklos. Die Reporter sind sehr eifrig; heute Gewitterneigung, morgen Sonnenschein. Herr Réboil blüht heiter und Graf Lattenbach ist so verstimmt, daß er noch sichtbar als sonst hinkt. Wunder schöne Gesichtsarten. Sicher ist, daß der spanische Wirth und fast alle Gäste ungeduldig werden und zur Eile drängen. Kein Wunder nach sechs unfruchtbaren Wochen. Sicher auch, daß Frankreich seinen Herzenswunsch, die Bank- und die Polizeifrage zu verbündeln, durchgesetzt hat. Deutschland hatte bei dieser ersten Abstimmung, die nicht, wie in Berlin gedruckt wurde, eine leere Formalität, sondern ein merkwürdiges Omen war, nur Marokko und Oesterreich (auch das nur mit halbem Herzen und diplomatisirenden Redewendungen) auf seiner Seite. Rußland (trotz Wittes hubertusstöder Triumph), Amerika (trotz dem Alten Frieden und dem jungen Speddy), Italien (trotz dem „Dreibundfreund“ Visconti-Venosta): Alle stimmten für Frankreich. Dennoch ist mir ein Räthsel, daß verständige Leute von der Konferenz eine irgendwie nahe Gefahr fürchten. Sehr ernst war sie, nach ihrem Programm, nie zu nehmen; ach, ein Schauspiel nur. Nie zweifelhaft, daß, so oder so, Alles in Ordnung kommen werde; keinen Augenblick. Und jetzt scheint auch der Rahmen für das Kompromiß längst fertig. In der Wilhelmstraße glaubt Niemand, die nächste Zukunft könne einen schwierigen Konflikt bringen. Im Grunde ist ja auch recht gleichgiltig, ob Deutschland in der Polizeiverfassung, Frankreich in der Staatsbankordnung ein paar Konzessionen macht. Ueber Marokkos Schicksal wird nicht in Algeras entschieden. Da handelt sich jetzt nur um die dem Europäer nie leichte Pflicht, das Gesicht zu wahren; die Sache provisorisch so zu regeln, daß man mindestens mit einem Schrein von Recht sagen kann: Weder Sieger noch Besiegte. Wie solche Sachengemacht werden, hat vor kurzer Zeit doch erst Portsmouth gelehrt; merkwürdig, daß gescheite Menschen sich schon wieder von der selben Angel ködern lassen. Eduard war in Paris und hat den kleinen Delcassé zum Frühstück eingeladen. Aber dieser Delcassé war ja gar nicht der Deutschenfeind, den unsere Offiziere uns malten. Er hat drei englische Bündnißanträge abgelehnt, in herzlicher Intimität mit dem Fürsten Napolin verkehrt und erst Bedung gesucht, als er zu fürchten angefangen hatte, die Politik Hollsteins werde über die des Kanzlers siegen und Frankreich eines Tages brüsk vor die Frage gestellt werden: Bündniß oder Krieg. Herr Delcassé sucht gemiß eifrig nur die Gelegenheit, die ihn von dem Verdacht, ein im Ministerium unmöglicher revanchard zu sein, endgiltig säubern kann. Und Eduard, der alles fürs Erste Begehrtenwerthe erreicht hat, kam nicht, um an der Seine das Feuer zu schüren. Wahrscheinlich, als alter Geschäftsmann, mit einem klugen Verständigungsplan in der Rocktasche. Er hat dem Reffen, sehr herzlich, wie uns versichert wird, zur Silbernen Hochzeit gratulirt und wird ihn in nicht allzu ferner Zeit wohl irgendwo sehen. Nur ein Wischen Gebuld und keine Angst. Der Teig für den Feiertagskuchen wird in der Küche schon geknetet.

* * *

Herr Otto Corbach, der in Tjingtau eine deutsche Zeitung herausgab, schreibt mir: „Am Schluß von Labons Artikel über die Werthzuwachssteuer wird daran erinnert, daß diese Steuer auch in Kiautschou eingeführt sei und dort die ungesunde Bodenspekulation gehindert habe, unter der andere ostasiatische Plätze angeblüht leiden. Thatsächlich hat die Landordnung in Kiautschou sich als das wirksamste Hemmnis der wirtschaftlichen Entwicklung erwiesen. Ihre bodenreformerische Auslegung ist auch nur eine nachträglich in Deutschland zurechtgemachte falsche Interpretation, die Keinen mehr übertrafste als ihren Erfinder. Der wollte dem Gouvernement durch seine Schöpfung für eine

Zeit, wo noch kein anderes lohnend steuerfähiges Objekt vorhanden war, eine möglichst ergiebige Einnahmequelle sichern. Allerdings lag ihm auch daran, der Verwaltung eine unbefchränkte Macht über die bauliche Entwicklung Tjingtau zu erhalten zu sehen; aber dazu machte er, russischer Kolonijatorenart nachsehnend, Befehle für einen sehr harten Benutzungszwang und eine nach europäischem Großstadtmuster zugeschnittene Baupolizeiordnung. Welcher Geist da wirkte, lehrt die folgende Stelle aus einer Verordnung vom zweiten September 1898: 'Erhebliche, von dem Gouvernement nicht vorher gebilligte Abweichungen von dem einmal genehmigten Benutzungsplan sowie Nichtausführung desselben innerhalb der vereinbarten Frist haben den Verlust des Eigenthumes an das Gouvernement zur Folge.' Auch der Stil dieser Verfügung ist bemerkenswerth. Daß die hohen Steuern auf den Grund und Boden in Kwantshou (6 Prozent vom Schätzungswerth, 33 $\frac{1}{2}$ Prozent vom Werthzuwachs, 2 Prozent vom Werth bei Veräußerungen als Umschreibengebühr) nur aus finanziellen Gründen eingeführt wurden, geht deutlich aus dem Absatz 3 der Steuerverordnung vom zweiten September 1898 hervor: 'Aber die theilweise Umänderung der Grundsteuer in eine Miethsteuer wird nach Ablauf dieser (ersten Bebauungs-) Frist das Gouvernement unter Berücksichtigung der Verhältnisse weitere Bestimmungen treffen'. Der einzige Grund, weshalb mit der beabsichtigten, im Gouvernementsrath mehrmals ernsthaft erwogenen Ersetzung der Grundsteuer durch die den Bodenreformern verhaßteste Steuerform bisher noch nicht begonnen wurde, ist der, daß sich als Folgen und merkwürdige Ergebnisse eines angeblich bodenreformerischen Experimentes ständige Wohnungsnoth und brüdernd theure Miethpreise einstellten, auf deren Schwinden man bisher vergeblich harrte. Einer erhofften bodenreformerischen Wirkung der Landordnung arbeitete das Gouvernement aber auch von Anfang an gerade entgegen, indem es günstig gelegene Grundstücke für bürokratische oder Luksuszwecke reservirte und benutzte, aber auch dadurch, daß es, genau wie private Bodenspekulanten bei Landverkäufen, nur gegen solche Reichthümer den Zuschlag erteilte, die hinter ihren vorher festgesetzten, also spekulativen, 'Mindestpreisen' nicht zurückblieben. Im Sinn der Bodenreformer heißt Das: alles Land, das jeweilig zu niedrigeren Preisen als den vom Monopolinhaber, dem Gouvernement, willkürlich festgesetzten, begehrt wurde, blieb der schaffenden Arbeit geperret.

Freilich: die private Bodenspekulation wurde fast ganz unmöglich gemacht. Und wenn das Ziel nun wirklich erreicht worden wäre: wer hätte den Nutzen daraus gehabt? Henry George wendet einen großen Aufwand von Geisteskraft daran, um den von ihm für außerordentlich wichtig erachteten Satz zu beweisen: 'Der Arbeitslohn wird nicht dem Kapital entnommen, sondern ist in Wahrheit ein Ergebnis der durch ihn bezahlten Arbeit'. (Arbeit bedeutet ihm alle wirtschaftlich nützliche körperliche oder geistige menschliche Anstrengung.) Sinnlos scheint mir, daß die modernen Bodenreformer gläubig diesen Satz nachsprechen, zugleich aber behaupten: Wenn Staat oder Kommune, genannt 'die Gesamtheit', Empfänger der Zuwachsrente wäre, dann könnte mit dem sich dadurch ansammelnden öffentlichen Fonds, also einem Kapital, der Reallohn der Arbeit des ganzen Volkes um eben so viel erhöht werden. Dieser Denkfehler pflanzt sich nun gleich einer Wellenbewegung fort. Da soll Alles, was von der Bodenrente wenigen Privatbodenbesitzern zufließt, den Wohlstand des großen Restes des Volkes um so viel verringern, Alles, was davon der Staat, wegsteuert', den Wohlstand des gesammten Volkes um eben so viel mehrern. Könnten die Bodenbesitzerreformer wirklich den Wahrheitsbeweis dafür erbringen, daß die Macht zur Verfügung über eine ungeheure Gütermenge, wie sie

die Bodenrente einschließt, von den wenigen privaten Grundbesitzern mehr als zu einem verschwindenden Bruchtheil, geschweige denn vollständig, zu Zwecken verbraucht wird, die nur diesen paar Menschen, nicht auch dem Volksganzen zu Gut kommen? Als ob die Grundrente, die einem Industriellen zusieht, dessen ganzes Sinnen und Trachten bei bescheidenen Lebensbedürfnissen schöpferischen Zwecken dient, den Rationalwohlstand nicht eher zu steigern fähig wäre als in dem Fall, wo diese Rente in den Machtbereich einer schwerfälligen, nicht gerade als hervorragend produktiv bekannten Bureaukratie geriethe! Das Beispiel von Riantschou liefert auch da lehrreiche Aufschlüsse. Wäre privaten Unternehmern die Initiative zur baulichen Entwicklung Tsingtaus überlassen worden und hätte man, *in Anbetracht der Erfahrung von Riantschou, eine Kontrolle und gewisse nationale Eingriffe* erwahret: hätten diese Privatleute dann Straßen gebaut, für die sich nie ein Verkehrsbedürfniß einstellen kann, und eine Stadt angelegt, die in ihrem Rahmen fünfzig- bis sechzigmal mehr Einwohnern Wohnung zu bieten vermöchte, als dort in absehbarer Zeit Beschäftigung finden können? Sie hätten solche Thorheiten mit ihrem Ruin bezahlen müssen. Und doch wären sie gezwungen gewesen, durch den Bau von Straßen und Häusern und öffentlichen Anlagen als Pioniere zu wirken, um dadurch Kapital und Arbeit anzulocken, die erst einem Boden Werth verschaffen. Dagegen kann der Staat die Folgen unproduktiver Wirthschaft verschmerzen; er hat die Macht, jeden Ausfall durch neue Steuern zu decken. Ueber keinem Staatsbeamten schwebt das Damoklesschwert wirtschaftlichen Ruins, das ihn träge, wenn er sich an den volkswirthschaftlichen Gesetzen allzu schlimm verflüßigte. Gerade nach bodenreformerischer Anschauung ist die Grundrente ein untrüglicher Maßstab für die Produktivität der Arbeit auf dem Boden, von dem sie erhoben wird. Ist es da nicht kläglich, daß die Regierung von Riantschou im Jahr 1904/05 aus ihrer enorm hohen Grundsteuer nur eine Einnahme von 87 498,85 M., also nicht viel mehr als ein Zehntel ihrer Gesamteinnahmen, die ihre Verwaltungskosten nur zu einem Bruchtheil decken, erzielte? Wie unproduktiv gearbeitet wird, ergiebt sich auch daraus, daß von den im Adreßbuch von Tsingtau aufgezählten 840 männlichen Civilpersonen 54 im Baugewerbe, 52 im Kleinhandel, 33 im Großhandel, 22 im Hotel- und Schankgewerbe, eine kleine Zahl in anderen Gewerben beschäftigt sind, während der große Rest sich überwiegend aus Beamten zusammensetzt. Die Bauverwaltung, die nur Bauten ausschreibt und kontrollirt, in keiner Weise bei der Ausführung mitwirkt, nährt allein 109 Personen.*

Das hohe Venzgefühl darf nicht schwinden, wenn man liest, der Baudevillist und Marineminister a. D. Lodron habe in der Deputirtenkammer verlangt, Frankreichs Flotte müsse um das Doppelte stärker werden als die Deutschlands, und sei nach dieser Rede wie ein Retter des Vaterlandes gefeiert worden. Oder wenn englische Blätter unfreundliche Glossen über die deutsche Politik und den Kaiser bringen. Im Standard fand ich an einem Tag neulich zwei Geschichten dieses Kalibers. Nach einem Gespräch mit dem Baron de Courcel habe Wilhelm der Zweite dem Franzosen in den Pelzmantel geholfen. Und als im Trauerzug die Königin Alexandra von England zwischen dem Griechenkönig und dem Deutschen Kaiser in die Kapelle schritt, habe sie über den vom Reffen artig angebotenen Arm hinweggesehen und den ihres Bruders genommen. Sehr erfreulich klingt's nicht (und könnte, wenn man vor unsanfter Gegenrede sicher wäre, mit besserer Wirkung als manches Andere dementirt werden); aber Kriege entstehen aus solchen Hosiabörchen nur auf den Brettern, auf denen der ruhlose Geist Scribes noch herumspukt.

Zwei Todesanzeigen:

Am neunten Januar 1906 fiel im Kampf gegen Hottentoten in der Nähe von Kluisfontein der Lieutenant im Ersten Südwestafrikanischen Feld-Regiment Hodo von Ditzfurth. Er hat sehr bald, nachdem er den Boden Südwestafrikas betreten hatte, seine Treue mit dem Tode besiegelt. Windhuif, den neunzehnten Januar 1906. v. Rühlensfels, Oberlieutenant und Kommandeur des Ersten Feld-Regiments.

Am siebenten Februar starb bei Vendoorn den Heldentod für Kaiser und Vaterland der Kaiserliche Lieutenant der Schutztruppe in Südwestafrika Herr Erich Bender. Tapfer, unerschrocken, wagemuthig, so kennen auch wir ihn und vertrauen auf das Tiefste den frühen Tod dieses hoffnungsvollen, im Kameradenkreise so bescheiden liebenswürdigen Offiziers. Sein Andenken wird stets in uns lebendig bleiben. Mainz, am siebzehnten Februar 1906. Im Namen aller Kameraden des früheren Dritten Ostafrikanischen Infanterie-Regiments: Freiherr von Ledebur, Generalmajor.

Wenn man diese Sätze liest, fühlt man sich wieder in deutscher Seelenzone.

Zu der Tochter des Großherzogs von Oldenburg, die sich dem einundzwanzigjährigen Prinzen Eitel Friedrich vermählt hatte, sprach, an der Hochzeitsstafel, der Kaiser: „Du hast Dir einen Gemahl erkürt, dessen ehrenhafter Charakter, dessen feste Persönlichkeit Dir bürgen werden, daß Du Das finden wirst, was Du gesucht hast. Schon Viele, denen noch das Bild meines hochseligen Herrn Großvaters gegenwärtig ist, meinen, in ihm ähnliche Züge mit dem großen Kaiser zu erkennen.“ Bei der Eröffnung des Kaiserin Friedrich-Hauses nannte er Augusten die „große Kaiserin“ und sagte dann: „Niemand von uns, von den Kindern und Freunden meiner verstorbenen Frau Mutter, wird sich die Frage haben beantwortet können, was die Vorsehung im Sinn hatte, als sie dieses herrliche Weib, diesen hohen Geist uns in so unendlich erschütternder Weise und so selb entriß. Die Antwort ist uns zum Theil heute gegeben. Durch die schwere Prüfung ist in ihr der Gedanke entstanden, zur Linderung der Noth ihrer Mitmenschen Abhilfe zu schaffen; und das Wort, das sie sterbend sprach, das Samenkorn, das sie streute, ist aufgegangen und hat Wurzel geschlagen. Dieses Wort hat Gefühle der Menschenliebe geweckt, die wiederum Thaten ausgelöst haben. Und daraus erkennen wir die weitanschauenden Pläne der Alles umfassenden Vorsehung, ohne die alles wissenschaftliche Können nichts und alle Kunst der Nerzte machtlos ist. In diesem Sinn spreche ich die Hoffnung aus, daß aus dem Tod meiner Mutter, aus der Anfeuerung ihrer Worte große Ströme und Quellen von Segen unserem Volk erschlossen werden und daß das Andenken an die edle Frauengestalt noch nach Jahrhunderten lebendig sein wird.“

Gratulationen zur Silbernen Hochzeit:

„Die Jahre, in denen wir das seltene, wenn auch theuer bezahlte Schauspiel hatten den brausenden Reisetropf einer starken Individualität auf dem Thron zu sehen, sind vorüber; seltener sind die eruptiven Aeußerungen des unbezähmbaren Dranges seiner Persönlichkeit, sich durchzusetzen, geworden und es hat sich jene schöne Abgekklärtheit des reifen Mannesalters eingestellt, in der das Individuum auf der Höhe seines Seins sich ganz gefunden hat.“ (Augsburger Abendzeitung).

„Der Kaiser hat Deutschland aus einer Großmacht zu einer Weltmacht erhoben, getreu seiner Devise: „Mein schönster Lohn ist, Tag und Nacht für mein Volk arbeiten zu dürfen.“ Die Kaiserin, eine Diakonissin im Purpur, ist unermülich für die Wohlfahrt ihres Volkes thätig.“ (Festrede eines Pastors in Neubrandenburg.)

„Immer tiefer ist der Kaiser in seiner Eigenart erkannt und gewürdigt worden und zu einer historischen Persönlichkeit herangewachsen, die ihrer Zeit den Stempel aufdrückt. Nicht nur die Deutschen allein, auch zur anderen Katwinen ist es, als einer halb-unfreiwilligen, aus Furcht, Sorge und Anziehungskraft gemischten Bewunderung, der Kaiser.“ (Nationalzeitung.)

„Kaiser Wilhelm ist in jeder Beziehung der Landesherr im Geiste der Zeit, der Würde mit Einfachheit zu paaren weiß.“ (Berliner Börsezeitung.)

„Dem Deutschen Kaiser ist es gelungen, seinen Herrschertugenden und seinen allgemein menschlichen Tugenden bei allen Kulturvölkern Anerkennung zu verschaffen und sich so in gewissem Grade die Stellung einer univetsalen Persönlichkeit zu sichern.“ (Dresdener Nachrichten.)

„Und wenn er in rastloser Pflichterfüllung als ein wahrer Friedenskaiser seines hohen Amtes waltet, so wird, Dessen sind wir sicher, die große Richterin Geschichte dereinst auch auf ihn das schöne Wort des englischen Dichters anwenden: Der Weg der Pflicht ward oft der Weg zum Ruhm.“ (Allgemeine Zeitung.)

„Mit starker Hand hat der Kaiser den Frieden gesichert und auf Erden dreifach verankert. Er ist nicht bloß Empfänger, er ist auch Geber; und sein Gegengeschenk ist das größte, das es auf Erden giebt: es ist der Weltfriede. Der Tag der kaiserlichen Silberhochzeit bildet gewissermaßen den Grundstein, über dem sich der Friedenstempel erheben wird. Der dem Kaiser von Natur eigene Glanz, der sich im Kriegsfall gewiß überraschend bewähren würde, ward in das Friedenswerk eingesetzt.“ (Das Kleine Journal.)

„Den tiefsten Schmerz brachten ihn die Märztagc des Jahres 1890, als er sich von dem großen Kanzler trennte . . . Ueberall trug die Politik den Stempel seiner Persönlichkeit. Die Industrie nahm in den neunziger Jahren einen ungeheuren Aufschwung; durch das Sportleben, das der Kaiser in allen seinen Zweigen selbstthätig förderte, wurden neue Gewerbebetriebe auf deutschem Boden gezüchtet. Die Kieler Woche, zu der die internationale Seglerwelt, selbst von jenseits des Ozeans, in deutsche Gewässer zieht, ist des Kaisers Werk. Die Automobilindustrie dankt ihre Fortschritte und ihr Gedeihen seinen Anregungen. Ueberall sehen wir, auf unzählbaren Gebieten, den regen Geist des Kaisers lebensfrohe Geistesregungen entzündend; und noch steht seine Lebensarbeit im vollen Sonnenlichte des Mittags.“ (Königsberger Allgemeine Zeitung.)

„Ein Schirmer des Weltfriedens, ein unermüdblicher erster Diener des Staates, ein verständnisvoller Förderer von Kunst und Wissenschaft, ein Oberster Kriegsherr voll soldatischer Energie, ein Schützer der Kirchen, ein Freund des Handels, der Industrie und Landwirtschaft, ein Beistand der Armen und Unterdrückten, voll Verständnis für die neue Zeit und ihre Bedürfnisse und dabei ein pietätvoller Pfleger alter Erinnerungen und Güter: so steht unser Kaiser vor unserer Zeit. Er ist in diesem Augenblick der mächtigste Monarch in Europa, hat selbst ein Franzose gesagt.“ (Berliner Lokalanzeiger.)

„Sei, Kaiser Wilhelm, hoch und hehr,
Gegrüßt im Festgesang!
Das Lied zu Deines Namens Ehr',
Es habe hellsten Klang!
Aus nächstlich dunkler Wolke
Stieg Dein Gestirn herauf;
Zum Heil uns, Deinem Volke,
Strahlts nun im Tageslauf.“

Du leust den Wagen gleich Apoll,
Nun folgt der Kar dem Flug,
Die Erde steht des Segens voll,
Wie nimmer sie noch trug.
Es sieht die Welt mit Staunen,
Der Feinde Schaar voll Reid,
Ein Zischeln rings und Raunen
Ob Deutschlands Herrlichkeit.“

(Hermann Jahnke im Brandenburger Anzeiger.)

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten Constructions. **Strassenlocomotiven** und

Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Größen und zu den mäßig- sten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Dr. med. A. Smith'sche Ambulatorien für Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66 **Köln 21** **Bad Nauheim**
 Potsdamerstr. 52. Deutsch. Ring 15. Briefadr.: Postf. 27.
 Ambul. Nauheim öffn. April — Okt im Hause von Dr. Hofmann's Kuranstalt.
 Funktionelle Untersuchung und Behandlung.
 Ausführliches im Prospekt (frei).

Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig l. Sa.
für Lungenranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

 Winterliegehallen.  Besondere Berücksichtigung der Verdauung.

Friedmann & Weber

Berlin W. Königrätzerstr. 9
(vis a vis der Vossstr.)

Möbel u. Interieurs in historischen u. neuzeitlichem Geschmack

Antiquitäten

Alleiniger Vertreter von
Friedrich Otto Schmidt, Wien-Budapest.



Die Bezeichnung
langte in Aufnahme,
schmackgewohnheiten
ten. Während in frühe-
für besonders süße

hat sich im Laufe der letzten 15 Jahre ein Umschwung voll-
zogen zu Gunsten eines weniger süßen (trockenen) Sectes. Die
Sectkellerei Kupferberg, Mainz, ist dieser Geschmacksrichtung
um so lieber entgegengekommen, als die Vorzüge des Sectes
bei geringerer Süße (Dosierung) weit besser zur Geltung kommen.
Die Marke „Kupferberg Gold“ entspricht durchaus der jeweiligen
Geschmacksrichtung des Publikums, was die ständig zunehmende
Beliebtheit und der dominierende Ruf dieser Marke am besten
beweist. „Kupferberg Gold“ muß überhaupt als die
hervorragendste deutsche Sectmarke angesehen werden.

„trockener Sect“ ge-
als sich die Ge-
des Publikumsänder-
rer Zeit eine Vorliebe
Schaumweine herrschte.

„Observer“ Unternehmen für
Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten
Zeitungsausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.



Probierbrief zum Selbstanterricht in der
Stenographie **kostenlos** vom
Stenographischen Verlag, Liegnitz 74.

Juvenal, Roms Weiber

Deutsch v. Dr. Maximilian Kohn.

In Russland verboten.

2. bis 3. Tausend. **50 Pfg.**
Verlag von Jitzens Briefel, Hamburg, Steinb. von 3.

Preussische Pfandbrief-Bank

Bilanz pro 1905.

Aktiva.			
Pfandbrief-Hypotheken	240725600	07	
Certifikat-Hypotheken	7828807	67	
Freie Hypotheken	6170166	67	
Kommunal-Darlehen	27084754	48	
Kleinbahn-Darlehen	7297484	40	
Eigene Emissionspapiere	2154112	61	
Kassen-Bestand	1038576	19	
Wechsel-Bestand	2362694	50	
Verlorene Effekten, Kupons etc.	384559	70	
Inländische Staats-Anleihen	1533339	55	
Guthaben bei Bankhäusern	2605000	—	
Debitoren	2834178	02	
Zinsen per 1. Januar 1906	2695316	61	
Zinsrückstände aus 1905	50710	23	
Bankgebäude Vossstrasse 1.	1500000	—	
Inventar	100	—	
	3.6835392	53	

Passiva.

Aktien-Kapital	18000000	—	
1/2 Hypotheken-Pfandbriefe	141614000	—	
3/4 Hypoth.-Pfandbriefe	29038500	—	
3/4 Hypoth.-Pfandbriefe	6302493	—	
1/2 Hypoth.-Certifikate	2697500	—	
3/4 Hypoth.-Certifikate	5131400	—	
1/2 Kommunal-Obligationen	2963500	—	
3/4 Komm.-Obligationen	3000000	—	
1/2 Komm.-Obligationen	19709400	—	
3/4 Kleinbahn-Obligationen	6089000	—	
1/2 Kleinbahn-Obligationen	435500	—	
Gekündigte Emissionspapiere	294400	—	
Zinsen auf Emissionspapiere	2908306	76	
Rückständige Dividenden	1060	—	
Kreditoren	2489233	34	
Depositen	720139	06	
Hypothek auf Vossstr. 1, nicht rückzahlbar vor 1911	750000	—	
Kapital-Reserve	2003000	—	
Ausserordentliche Reserve	1100000	—	
Pensions-Reserve	312064	20	
Rückstellung des Agio	798183	87	
Rückstellung des Disagios	914600	93	
Rückstellung von Provisionen	410000	—	
Rückstellung für besondere Bedürfnisse	353777	51	
Reingewinn	2032936	92	
	308835867	55	

Preussische Pfandbrief-Bank
Dannenbaum, Gorlan, Zimmermann.

Schriftsteller!



Bekannter Verlag übernimmt. Bitter,
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Auss. günst. Beding.
Off. unt. B. N. 205. an Haasen-
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschläges hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WH. MERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Carl Wigan!

KAPITALIST

wird z. Durchführung eines absolut neu-
artigen, internationalen Zeitschrift-Unter-
nehmens (**Kunstströmung**) von einer
älteren Berliner Verlagsbuchhandlung ge-
sucht — Interessenten wollen Anfragen
unt. „Kunst“ Berlin 1504, an die Expe-
dition der Zukunft, Berlin SW. 48 richten.

Hochinteressant!!

Ueber Rousseau's

Verbindung

mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.
Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit ge-
schrieben, wie sie den intimen Schriften des
18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen
so pikanten Reiz verleiht. **Ausführliche
Prospekte u. Verzeichnisse über Kultur-
und sittengeschichtl. Werke gratis franko.**

H. Barsdorf, Berlin W. 30 r.
Habsburgerstr. 10. Hochpt.

Schlossbrauerei *Schöneberg*

Schlossbräu
in Syphons
à 5 Ltr.
Mk. 1.50



Teleph:
Amt 9
No. 9122.

Schlossbrauerei *Schöneberg*
BERLIN W.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — * — Gegründet 1875.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Gesamtversicherungsstand 640 000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.

Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.



Protector Se Majestät der König v. Sachsen

DRITTE DEUTSCHE KUNST-GEWERBE- AUSSTELLUNG

DRESDEN 1906

12. MAI - 31. OKT.

•KUNST • KUNSTHANDWERK • KUNSTINDUSTRIE•

ILL. AUSSTELLUNGS-ZEITSCHRIFT D. D. BUCHHANDEL•

Bad

Gebirgsluft-Kurort ersten Ranges mit
120 km. Waldpromenaden und 36,500 Pers.
jähr. Frequenz. Bekanntes Solbad, natürl.
Sole 6 1/2 ‰, Krodo-(Kochsalz-)Trinkquelle in
Wirkung ähnlich Kissingen, Homburg etc.

Illustr. Prospekt, Wohnungs-
verzeichnis m. allen Preisen,
Ortsplan und Eisenbahn-
Fahrplan kostenfrei vom
Herrnogl. Badekommissariat.

Harzburg.



Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz,
Naturheilanstalt 1. Ranges mit allem Komfort
nach Dr. Lehmann. Auch für Erholungs-
bedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil.
zur Behandlung von Frauenkrankheiten.
2 Aerzte, 1 Aerzlin. Dir. Otto Wagner.

Zu Winter- und Frühjahrskuren ganz besonders geeignet.

Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

Zur gefl. Beachtung!

England in deutscher Beleuchtung betitelt sich ein sehr empfehlenswertes Unternehmen, über das der Prospekt der Firma **Gebauer-Schwetschke**, Halle a. S. in dieser Nummer näher unterrichtet. Mit Recht sagt einer der Fachleute Prof. Dr. Hassert, Köln, die sich über dieses Unternehmen äußern: „Ich halte die in Ihrem Verlage erscheinende Sammlung „England in deutscher Beleuchtung“ für ungleich wertvoller als alle die in letzter Zeit veranstalteten Freundschaftskundgebungen, die meiner politischen Auffassung nach den zwischen beiden Völkern bestehenden Gegensatz niemals beseitigen werden, während ihre Sammlung durch ihre sachkundigen Ausführungen bleibenden Wert hat.“ In dem Prospekt wird ferner ein für Laien bestimmtes kultur-historisches wie wirtschaftlich-politisches gleich interessantes Werk von Dr. Thomas Lenschau angezeigt „**Deutsche Wasserstrassen und Eisenbahnen.**“ Es gehört der Sammlung „**Angewandte Geographie**“ an, deren Hefte nun schon zu einer stattlichen Zahl angewachsen sind. Von weiteren Einzelwerken sei das viel gerühmte Hackmann'sche Werk: „**An den Grenzen von China und Tibet, Wirth. Geschichte Asiens**“ genannt, von periodischen Unternehmungen noch die „**Beiträge zur Kenntnis des Orients**“ und „**Der Orient**“. Wir können diese Werke den Lesern angelegentlich empfehlen.

Wodurch unterscheidet sich der „Tag“ von allen anderen Tageszeitungen? Der dieser Nummer unseres Blattes beiliegende Prospekt des Verlages August Scherl G. m. b. H. giebt darauf eine Antwort, für die sich gewiss ein grosser Teil unserer Leser interessieren wird.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 9. und Sonntag, den 11./3.

Der Kaufmann von Venedig.

Sonntag, d. 10./3. Oedipus u. die Sphinx.
Montag, d. 12./3. Minna von Barnhelm.

Berliner Theater.

==== Gastspiel des ====

Moskauer künstler. Theaters

Freitag, den 9./3. 7½ Uhr. **Nachtasyl.**

Sonntag, d. 10./3. 7½ Uhr. **Drei Schwestern.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr. Martin Zieckel**, Friedrichstr. 236.
Freitag, den 9., Sonnabend, den 10., Sonntag,
den 11., und Montag, den 12./3. Abds. 8 Uhr.

Der Weg zur Hölle.

Sonntag Nachm. 3 Uhr.

In Behandlung.

Die weiteren Tage siehe Anschlagstafel.

Trianon-Theater.

Heute und folgende Tage, Anfang 8 Uhr.

Loulou.

Neues Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, den 9./3. **Liebseleute.**

Sonnabend, den 10. und Sonntag den 11./3.

Ein Sommernachtstraum.

Montag, den 12./3. **Herr Kommissär-Salome.**

Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.

Bis früh um fünf m. Thielacher
i. d. Hptrolle.

Sonntag, den 11./3. Nachm. 3 Uhr. **Der Reichtourist.**

Theater des Westens.

Freitag, den 9./3. 7½ Uhr. Gastsp. der **Prevost**
in **La Traviata**. Montag, den 12./3. 7½ U.
Die Africanerin. (Nik. Rothmühlz. G.)

Sonnabend, d. 10. u. Sonntag, d. 11./3. 7½ U.

Schützenliesel.

(Fritz Werner als Gast)

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Kleines Theater.

Freitag, den 9. und Sonnabend, 10./3. 8 Uhr

Antigone

Sonntag, den 11./3. 8 Uhr. **Kinder d. Sonne**

Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Nachtasyl**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Gegr. 1855

für
Speise-, Herren- und Schlafzimmer

E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Für

Blutarme, Nervöse

Dr. Klopfer-Glidina (Weizen-Lecithin-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe zu 25 Pfg.
In Apotheken, Drog. — Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.


Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Direktion: **Hans Gregor.**
 Freitag, den 9. März und Sonntag, den 11. März, Abends 8 Uhr.

Don Pasquale.

Sonnabend, den 10. März, Abends 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Cabaret**Roland von Berlin**

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schmieder-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Jeden Donnerstag 5 Uhr Tea.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
 in 9 Bildern von Julius Freund
 Musik von Victor Hollaender.

Bender.

Joseph.

Massary.

Giampietro.

Frid Frid.

Steidl, Lilly Walter.

Gebr. Herrnfeld-Theater

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

Familientag**im Hause Prellstein**

Komödie in 3 Akten v. A. u. D. Herrnfeld.

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11—2 Uhr.

Passage-Theater.**Antoinette Sohns**

Coloratur-Sängerin.

Fritz Schönbauer z. H. 14. Nummer. Anf. 8 Uhr.

Luisen-Theater.

Freitag, d. 9. u. **Die Haubenlerche.**

Sonntag, d. 11./3. **Das Lumpengesindel.**

Sonnabend, den 10./3. **Das Lumpengesindel.**

Montag, den 12./3. **Graf E-sex.** Anfang 8 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Atelier-Ausstellung**Friedrich Ernst Wolfrom**

Königin Augustastr. 41

*

Täglich 11—3.

HOTEL WILHELMSHO
 BERLIN W. Wilhelmstr. 44
 10 Minut. v. Anh. u. Potsd. Bah.
 Vorzügliche ruhige Lage, komfortable Zimmer.
 Franz Vollborth, Hotelier.

Schockethal bei Cassel.
 Hervorragende Kuranstalt für natürliche
 Heilweise. Gr. Erfolg. Winterkuren. Prosp.
 Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

*Dejeuners * Dinners * Soupers*

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

2. Dr. Eduard Weichmay, Prag-Carolinenthal. „Ich beehre mich Ihnen die ergebene Mitteilung zu machen, daß ich Ihren Bonifaciusbrunnen bei mir selbst, der ich an Nierensteinen leide, mit glänzendem Erfolge in Anwendung brachte. Das Wasser hatte eine sehr große Einwirkung auf die Lösung der Harnsäure, indem in der ersten Zeit noch runde Steinchen aus den Nierenbecken abgingen, welche später ihre Form änderten und bei direkter Berührung in Harnsäuregerüst zerfielen, deren Ausscheidung ganz schmerzlos war, demzufolge ich nicht ermangeln werde, den Bonifaciusbrunnen auch meinen Kranken aufs Beste zu empfehlen.“ Dankschreiben frei durch die Badedirektion Salzjöhrer.

	<p align="center">Vereinigung der Kunstfreunde</p> <p>Farbige Nachbildungen von Gemälden der Königlichen National-Galerie und anderer Kunstsammlungen</p> <p>Berlin W., Markgrafstrasse 57 — Filiale: Potsdamerstrasse 23 —</p> <p>Der illustrierte Katalog wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.</p>
---	---

Heilstätte für Herzranke	
Dr. med. Tilliss.	* Berlin W., Tauenzienstrasse 19 b
— Voller Ersatz für Nauheim. —	— Prospekte frei. —

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Dr. Stadelmann	S Klinik für Nervenranke, Dresden-A., Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.
Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder	
sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.	

Spieren Sie in der Lotterie!
Wenn ja, so haben wir Ihnen gratis eine hochwichtige Mitteilung zu machen, worüber Sie sicher erfreut sein werden. Postkarte genügt.
Wendels Verlag, Dresden. 30/37.

Sanatorium Dr. Passow Meiningen
i. Thüringen
für Nervenranke u. Entziehungskuren.
Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer:
Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assistent.

Weg mit dem plumpen Korkstiefel!

			
Wichtig für alle Hüft-, Bein- und Fussleidende!			
Ihre Verkürzung unsichtbar! Verlangen Sie gratis illustrierte Broschüre F. 56. unter Beschreibung Ihres Leidens.			
Frankfurt a. M.	Acker & Gerlach	Wien I	
Weber-Strasse 31.	Continental Extension Mfg.	Kärntner-Strasse 28.	

Diabetes! Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes praktisch bewährtes Heilverfahren.

England in deutscher Beleuchtung



Gebauer - Schwetschke
Druckerei und Verlag
m. b. H., Halle a. S.

England in deutscher Beleuchtung.

Einzelabhandlungen

herausgegeben von **Dr. Thomas Lenschau** - Berlin.

Je 80 Pfg. bis 1 Mk. Bei Bezug von 10 Heften 25 % Preisermäßigung.

Zur Einführung ein Satz aus einer Besprechung:

Diese wertvollen Abhandlungen, die in erster Linie für das deutsche Publikum berechnet sind, haben den Zweck, klärend und ausgleichend zu wirken, indem sie dem deutschen Leser England von der unparteiischen Seite zeigen, und der unrichtigen Beurteilung steuern, der englische Politik und englische Verhältnisse, von einem Teile unserer Presse ausgesetzt sind. Die Hefte erscheinen also jetzt gerade zur rechten Zeit. Sie zeigen, wie viel wir von unsern Vettern jenseits des Kanals lernen können und enthalten eine Fülle von Belehrendem. Sie sind mit voller Beherrschung des Stoffes und großem Fleiße geschrieben und erwecken namentlich durch die große Menge statistischen Materials und die Geschicklichkeit bei seiner Verwendung Staunen und Bewunderung. Wir sehen mit Spannung den übrigen Heften entgegen. „**Neue Militärische Blätter.**“

Erschienene Hefte:

1. **Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung**
von Wirkl. Geh. Rat M. von Brandt. 80 Pfg.
2. **Die englische Handelsschiffahrt** von Kapitän C. Schroedter.
80 Pfg.
3. **Die britischen Inseln als Wirtschaftsgebiet**
von Dr. R. Neuse. 90 Pfg. (dazu 4 Diagramme 40 Pfg.)
4. **Das englische Landheer** von Oberleutnant Neuschler. Mk. 1.—.
5. **Die englische Seemacht**
von Kapitän-Leutnant a. D. Graf von Reventlow. Mk. 1.—.
6. **Das englische Bildungswesen** von Prof. Dr. B. Röttgers. 90 Pfg.

Demnächst erscheinende Hefte:

Der englische Nationalcharakter
von Freiherr Langwarth von Simmern.

Größerbritannien vom Herausgeber.

Weitere Hefte sind in Vorbereitung:

Die englische Presse — Englische Parteiverhältnisse — Die Stellung Englands im Weltverkehr und auf dem Geldmarkt — Über Homerule usw.

Daß wir mit unserem Unternehmen zur rechten Zeit das rechte treffen, bestätigen uns zahlreiche Zustimmungen weitblickender Persönlichkeiten sowie die Besprechungen der Zeitschriften und Tagespresse. Wir können nur einige wenige anführen.

PROFESSOR DR. KURT HASSERT, KÖLN:

Ich halte die in Ihrem Verlage erscheinende Sammlung „England in deutscher Beleuchtung“ für ungleich wertvoller als alle die in letzter Zeit veranstalteten Freundschaftskundgebungen, die meiner politischen Auffassung nach den zwischen beiden Völkern bestehenden Gegensatz niemals beseitigen werden, während Ihre Sammlung durch ihre sachkundigen Ausführungen bleibenden Wert hat. Ich habe mich eingehender mit der auch methodisch beachtenswerten Arbeit des Herrn Dr. Neuse beschäftigt — —

OBERBÜRGERMEISTER BEUTLER, DRESDEN:

Ich habe bei dem Durchlesen der Hefte den Eindruck gewonnen, daß der Inhalt der Sammlung wohl geeignet ist, dem von dem Herausgeber beabsichtigten Zwecke, zu seinem Teile auf eine Verständigung zwischen Deutschland und England hinzuwirken, in erwünschter Weise zu entsprechen.

SENATOR DR. NEUMANN, LÜBECK:

Ich halte es schon an und für sich für ein verdienstvolles Werk, in Deutschland die Kenntnis englischer Verhältnisse zu verbreiten. Das Großzügige, das das öffentliche, namentlich das politische Leben Englands aufweist, sollten sich unsere Philister, einzelne und Parteien, zum Exempel dienen lassen. Und dann die Geschlossenheit des nationalen Bewußtseins in seiner Betätigung dem Auslande gegenüber! Im gegenwärtigen Augenblick ist es vollends von größter Bedeutung, an einer Verständigung der geistig führenden Kreise beider Völker mitzuwirken. Da ist denn die Aufklärungsarbeit der in Ihrem Verlage erscheinenden Sammlung in der Tat zu begrüßen. Die sachliche, vorurteilsfreie und — würdige Art, wie z. B. Herr Graf Reventlow die englische Seemacht behandelt, ist mir besonders sympathisch gewesen. Wer an einer Verständigung zwischen zwei Nationen mitarbeiten will, sollte sich gegenwärtig halten, daß man auch das Versöhnen übertreiben kann.

GEH. REG. - RAT DR. BOTTINGER, ELBERFELD,
MITGLIED DES HAUSES DER ABGEORDNETEN:

Die mir übersandten Hefte über „England in deutscher Beleuchtung“ habe ich mit großem Interesse gelesen. Dieselben enthalten alle ganz außerordentlich wertvolles Material.

**STUDIENDIREKTOR DER KÖLNER HANDELSHOCH-
SCHULE PROF. DR. ECKERT:**

Ich werde nicht verfehlen, in meinen Vorlesungen auf die Hefte hinzuweisen.

GENERAL DER INFANTERIE FREIHERR V. D. GOLTZ,
KÖNIGSBERG I. PR.

Ich gebe der Hoffnung Raum, daß Ihre Hefte „England in deutscher Beleuchtung“ günstig auf die Beziehungen zwischen beiden Ländern wirken werden.

PROF. DR. FRIEDRICH PAULSEN, BERLIN:

Ich begrüße mit Freuden jeden Beitrag zu intimerer Kenntnis des englischen Volkes in Deutschland: auch hier wird die Kenntnis das Verständnis und das Verständnis die Schätzung fördern.

FRANZ RICHRATH,
PRESIDENT OF THE ENGLISH CLUB COLOGNE E. V.:

Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Sammlung „England in deutscher Beleuchtung“, die ein wahrhaft patriotisches Werk darstellt, und deren ganze Anlage und Ausführung ich für zweckentsprechend halte.

Selbst unter gebildeten Deutschen begegnet man noch häufig ganz sonderbaren Anschauungen über englische Dinge trotz allem, was namentlich in letzter Zeit zur Aufklärung geschehen ist. Da darf man es mit Freude begrüßen, wenn in Ihrer „Sammlung“ berufene Schriftsteller dieser Unwissenheit zu Leibe gehen.

URTEILE DER PRESSE:

Es muß anerkannt werden, daß das soeben erschienene erste Heft der Sammlung diese in der empfehendsten Weise einführt . . . Nur ein sehr gediegener Kenner der politischen Geschichte und scharfblickender Beobachter der Entwicklungen, die sich in seiner anziehenden und reichbewegten Diplomatenlaufbahn in seiner Umgebung vollzogen, konnte auf dem beschränkten Raum von 48 Seiten die Entwicklung des englischen Kolonialwesens per summa capita sowie der Hauptprobleme, die sich dem zeitgenössischen England auf diesem Gebiete aufdrängen, schildern . . . „Vossische Zeitung.“

Wertvoll ist, daß der bekannte Verfasser auch die Arbeiterfrage in den Kolonien erörtert und deren Lösungen bespricht. Das Büchlein sei bestens empfohlen. „Straßburger Zeitung.“

Brandt, der gewiegte Diplomat, der geistvolle Schriftsteller und vortreffliche Kenner der außereuropäischen, namentlich der ostasiatischen Verhältnisse, gibt in dem Hefte auf Grund des vorhandenen Materials, namentlich der englischen Blaubücher, und unterstützt durch eigene, persönliche Anschauung, eine knappe, aber erschöpfende Darstellung des britischen Kolonialwesens. „Deutsche Revue.“

Wir glauben angesichts der Zeitlage, unsern Lesern einen Dienst zu tun, wenn wir sie auf diese Hefte nachdrücklichst hinweisen. Rektor Haase in der „Mittelschule.“

Wie die Nutzenanwendung für Deutschland nahe liegt, so ist der Verfasser auch sichtlich bestrebt, diese vor Augen zu führen. Hierin liegt der hauptsächlichste Wert der Brandt'schen Arbeit. „Marine-Rundschau.“

Wer den Engländer als Geschäftsmann kennen lernen will, muß sich durch das Gebilde der englischen Handelsschifffahrt führen lassen. Dazu ist das vorliegende Buch (Schroedter) besonders geeignet, das überall auf bestem Material fußt. „Fränkischer Kurier.“

Neuschlers klar disponiertes Werk ist für jeden deutschen Offizier direkt unentbehrlich, aber gerade bei dem nicht zu bezweifelnden Ernst der heutigen politischen Gesamtlage und den beiderseitigen Bestrebungen nach besseren Beziehungen sei die Lektüre dieses Buches auch ganz allgemein empfohlen. „Deutsche Wacht.“

Die ungeheure Wichtigkeit dieses Themas in diesen unseren Tagen, in denen das deutsche Volk sich seine Flotte baut, liegt klar zu Tage. Es gibt kein eindringlicheres Werk zur Werbung für den deutschen Flottenbau als dieses über die englische Flotte, das jedermann lesen muß. Und dennoch — und darauf sei besonders hingewiesen — erscheint dieses Heft in der Sammlung, die eifrig an der Arbeit ist, einer Annäherung zwischen England und Deutschland zu dienen. Das scheint auf den ersten Blick eigenartig, aber gerade die Lektüre dieses Buches zeigt, daß es schlechterdings gar keinen andern Weg gibt. „Dresdner Nachrichten.“

DEUTSCHE WASSERSTRASSEN UND EISENBAHNEN

von DR. THOMAS LENSCHAU - BERLIN.

Etwa 200 Seiten mit Diagrammen Mk. 3.—.

Erscheint (im März 1906, Bestellungen schon jetzt erbeten) als 10. Heft
der II. Reihe der

ANGEWANDTEN GEOGRAPHIE.

Über diese Sammlung schreibt die „Münchener Allg. Zeitung“:

Es braucht keiner weiteren Ausführung um zu zeigen, wie wertvoll diese Schriften für uns sind, wie segensreich die Erfüllung solcher Aufgaben für unser wirtschaftliches Gedeihen werden kann.

Sämtliche Hefte sind auf der letzten Seite dieses Prospektes (Bestellliste) aufgeführt. Wir bitten die Vorzugsbedingungen zu beachten.

LIZENTIAT H. HACKMANN-LONDON An den Grenzen von China und Tibet



Wanderungen vom Oni bis Bhamo illustriert (mit 162 Federzeichnungen, 3 Kunst-
drucktafeln und 2 Kartenskizzen) von A.
Weßner. 25 Bogen in 2 Farben gedruckt
= Mark 8.—, gebunden Mark 9.— =

Dr. Oskar Bulle in der Beilage der
„Münchener Allgemeinen Zeitung“:

„Es ist ein wahrer Genuß diese Reiseschilderung zu lesen, schon vom rein ästhetischen Gesichtspunkte aus. Einzelne Naturschilderungen verdienen, so knapp und einfach sie stilistisch gehalten sind, als Musterbeispiele für wahre landschaftliche Darstellung in der Literatur einen besonderen Platz zu erhalten.“

DER BUDDHISMUS

Mit 2 Übersichtskarten.
248 Seiten in Ganzleinen geb. M. 2.20.

(Aus Religionsgeschichtliche Volksbücher.
Prospekte werden gern gesandt.)

Das beste — im besten Sinne modernste
Buch für Laien über dieses heute so
wichtige Thema.

Beiträge zur Kenntniss des Orients

Jahrbuch der Münchner Orientalischen Gesellschaft

Herausgegeben von Dr. jur. et phil. **Hugo Grothe.**

II. Bd. Mark 5.—

Brandenburger, Russisch-Asiatische Verkehrsprobleme. — Conrady, 8 Monate in Peking. — Jacob, Die Wanderung des Spitz- und Hufeisenbogens. — Hartmann, Das neue Arabien. — Wirth, Ostwestliche Wanderungen. — v. Berlepsch-Valendàs, Das künstlerische Leben der Japaner. — Hell, Die inneren Feinde des jungen Islam. — Günther, Geographische Erschließung Japans. — Menzel, Ein Jahr in Konstantinopel. — Grothe, Marokko im Lichte der jüngsten deutschen Forschung und Literatur.

III. Bd. (März 1906) Mark 5.—

Mayr, Der englische Zensus in britisch Indien. — Bockelmann, Wirtschaftsgeographie von Niederländisch-Ostindien. — Keller, Politische und wirtschaftliche Entwicklung Abessinens. — Prutz, Die Beziehungen der Deutschen zum Morgenland. — Roth, Kulturbilder aus Byzanz. — Dirr, Kaukasische Sprachforschung. — Prüfer, Das Schiffspiel, ein Schattenspiel aus Kairo. — Fischer, Besprechung von Jorga, Geschichte des rumänischen Volkes. — Literaturübersicht.

DER ORIENT Vorträge und Abhandlungen zur Geographie und Kulturgeschichte der Länder des Ostens.

Die bisher erschienenen 3 Hefte (je 45 Pf.) siehe auf Seite 8 dieses Prospektes (Bestellliste).

Japans geschichtliche Entwicklung

von

Oberbaurat **van den Bergh.**

M. 1.20.

Kart. M. 1.50.

Sterne d. Hoffnung

Nozomi no hoshi

Japanische Novelle von

Shun u Nakamura.

Deutsch von **A. Wendt.**

— Gebunden M. 2.— —

Geschichte Asiens und Osteuropas

von Privatdozent

Dr. **Albrecht Wirth**, München.

42 Bogen mit einer Karte und zahlreich. graphisch. Darstellungen.

M. 12.—, geb. M. 14.—.

„Jedenfalls ein Werk, das Türme von Geschichtslehren vor uns aufbaut und uns ein neues glänzendes Zeitalter der deutschen Geschichtsschreibung verheißt.“

„Der Deutsche.“

Unterzeichneter bestellt:

durch . . .

aus dem Verlage von **Gebauer-Schwetschke Druckerei u. Verlag m. b. H., Halle a. S.,**
unter Nachnahme — unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages:

Ex.		№	Ex.	№
	England in deutscher Beleuchtung.			
1.	Brandt , Engl. Kolonialpolitik . . .	— 80		
2.	Schroedter , Englische Handels-schiffahrt	— 80		
3.	Neuse , Die britischen Inseln als Wirtschaftsgebiet	— 90		
	Diagramme dazu	— 40		
4.	Neuschler , Das engl. Landheer . . .	1 —		
5.	Reventlow , Die engl. Seemacht . . .	1 —		
6.	Röttgers , Das engl. Bildungs-wesen	— 90		
	Abonnement auf 10 Hefte mit 25 % Preisermäßigung.			
	Lenschau , Das deutsche Eisen-bahn- und Kanalnetz (m. zahl-reichen Diagrammen) erscheint im März 1906	3 —		
	Neuestes Heft (II, 10) d. Sammlung: Angewandte Geographie			
	Es liegen folgende Hefte vor:			
	I. Reihe:			
1.	Lenschau , Weltkabelnetz	1 50		
2.	Rohrbach , Westasien	1 50		
3.	Sievers , Venezuela	2 —		
4.	Henze , Der Nil	2 —		
5.	Sven Hedin , Innerasien	1 50		
6.	Menne , Niederländer als Nation . . .	2 40		
7/8.	Kampffmeyer , Marokko	2 20		
9.	Ehrhardt , Kautschuckpflanzen . . .	1 20		
11.	Sander , Tierische Schädlinge uns. kolon. Landwirtschaft	1 50		
12.	Gerhardt , Der Süden der Ver-einigten Staaten	1 80		
	Die 11 Hefte dieser Reihe zu-sammen statt M. 17.60 für	10 —		
	5 Hefte der Reihe, nach freier Wahl für	5 30		
	II. Reihe:			
1.	Wegener , Tibet	3 —		
	2. v. Bockelmann , Niederländisch-Ostindien	1 50		
	3. Schanz , Ägypten	3 —		
	6. " Marokko	3 60		
	8. " Algerien, Tunesien, etc.	4 60		
	Diese 3 Hefte unter dem Titel: Schanz Nordafrika . . gebd.	12 —		
	4. Behrens , Deutsche Schiffahrt nach Südamerika	3 60		
	5. Eichholz , Landpolitik	2 —		
	7. Brandenburger , Russisch-Asiatische Verkehrsprobleme	1 —		
	9. Neuse , Die britischen Inseln als Wirtschaftsgebiet	1 30		
	10. Siehe nebenstehend.			
	11. Grothe , Rumänien — Kultur-geschichtliches u. Wirtschaftliches (erscheint im April 1906)	4 —		
	Werke von Lic. H. Hackmann :			
	An den Grenzen von China und Tibet. Reich illustriert	8 —		
	Gebunden	9 —		
	Der Buddhismus. Gebunden	2 20		
	Wirth , Geschichte Asiens u. Ost-europas	12 —		
	gebunden	14 —		
	van den Bergh , Japan	1 20		
	kart.	1 50		
	Hübner , Pforte zum schwarzen Erdteil. Reich illustriert, geb.	7 —		
	Beiträge zur Kenntnis des Orients:			
	II. Bd.	5 —		
	III. „ (März 1906)	5 —		
	Der Orient:			
	1. Konrady , 8 Monate in Peking . . .	— 45		
	2. Berlepsch , Künstlerisches Le-ben der Japaner	— 45		
	3. Günther , Geogr. Erschließ. Japans . . .	— 45		

Unterschrift:

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.

Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Proz. -vertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Incassos! Ausklagung u. Einziehung ausstell. Forderung. im In- u. Ausland.
Ununterbroch. Sprechzeit 8 $\frac{1}{2}$ -8, Sonntags 9-1. Grundgeh. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)



Der persönliche Einfluss oder die Gesetze der geistigen Ströme.

Ein Lehrbuch der Geheimwissenschaften von Dr. Thomas Mainhardt. Einiges aus dem Inhalt: Die Methoden geistiger Beeinflussung. — Ungeahnte Seelenkräfte. — Die Kraft des Blickes. — Wie gewinnt man Sympathie. — Wie wirkt man in die Ferne. — Gedankenlesen und Gedankenübertragung. — Weltmännische Fähigkeiten. — Wie verschönernt man sein Dasein. — Streng gehütete Geheimnisse. — Magnetismus aus der Luft einzuziehen. — Freimaurergeheimnisse. — Furcht zu überwinden. — Heilung gewisser Leiden. — Die mächtigste Waffe der Welt ist das magnetische Auge. — Wie hypnotisiert man eigentlich — Hypnose auf den ersten Blick. — Eine Halluzination per Hypnose — Der Unterschied vom Tode. Höchst belehrende und hochinteressante Enthüllungen für jeden Gebildeten. — Illustrierte Broschüre völlig gratis. — Postkarte genügt. — **Welt-Reform-Verlag, Dresden 30 f.**



Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefäße u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

Meine neuesten

Antiquariats-Kataloge

No. 23. Geschichte und Geographie, Militaria;
No. 26. Altclassische Philologie;
No. 27. Neuere Philologie;
No. 30. Philosophie, Theologie, Orientalia;
No. 31. Deutsche und fremde schöne Literatur, Klassiker.

No. 33. Volkswirtschaft, Staatswissenschaften, Jurisprudenz
stehen auf Wunsch unentgeltlich u. postfrei zu Diensten.

C. Troemer's Univ.-Buchh.
(Ernst Harms), Freiburg i. Br., Bertholdstr. 21

Für Gesellschaften, Skat etc.!

Camphausen-Tönnehen-Siphon

5 Liter Inhalt



Genannte Biere auch in $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ Literflaschen.

Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.



Lassen Sie
doch

andere

Leute sich
ärgern



über
Qualm
Schmutz
und Rauch.
Schaffen Sie
sich ein trautes
Heim m. unseren

elektrischen
Zimmeröfen!

Kryptol-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin N.,
Oranienburgerstrasse 65.

Preisliste 110 gratis und franko.

Wollen Sie etwas feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum“

Garantiert naturreich-aromatische, rein türkische Cigarette.

Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft.

Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen.

Die Nummer auf der Cigarette deutet d. Preis an: Nr. 3 kostet 3 Pf., Nr. 4: 4 Pf., Nr. 5: 5 Pf., Nr. 6: 6 Pf., Nr. 8: 8 Pf., Nr. 10: 10 Pf.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht:

Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik
„YENIDZE“, Inh.: Hugo Zietz, Dresden.

Über 800 Arbeiter.

Salem Aleikum. Wort und Bild dieser Form und Wortlaut dieser Annonce sind gesetzlich geschützt. Vor Nachahmungen wird gewarnt.



Zu haben in den
Cigarren-Geschäften.

Asthma * Nervenleiden Rheumatismus

finden durch unsere ärztlichseits wärmstens empfohlenen hygienischen Apparate wirksame Bekämpfung. Leidende und sonstige Interessenten erhalten Prospekte gratis von der Fabrik und dem Versandhaus **G. Sittig & Co., Berlin N.W. Dorotheen trasse 42/43.**



THIÉRY & SIGRAND

BERLIN W. 8,

Friedrichstr. 179 * Ecke Taubenstr.

Herren-Moden und Ausstattungen

fertig u. nach Maass * Eleganteste Ausführung

Letzte Neuheiten * Solide und feste Preise :::

FERNSPRECHER:
Amt I, No. 7860.

23 FILIALEN

FERNSPRECHER:
Amt I, No. 7860.

On parle français * English spoken * Si parla italiano

Роворятъ по русски